



Berlin, den 26. Juli 1902.

Directoire.

Die Militärkapelle spielte ein Potpourri. In langer Linie schob die Menge sich zwischen den Biertrinkern am See hin und her. Meist Fremde; nichts Besonderes an Toiletten. Aus Berlin der bessere Mittelstand, der, während die Reicherer in den Bädern sind, sich auch an Wochentagen mal den Zoologischen Garten gönnt. Die Einheimischen sind daran zu erkennen, daß sie froh aufzucken, als aus dem Faultöpfchen, das die Kapelle kredenzt, das liebe Schmaquantlig des Kleinen Cohn austaut; im Reich der Töne wenigstens giebt es für begrenzte Gebiete des deutschen Vaterlandes doch schon eine einheitliche Kultur. Oben, hoch über der Biergemeinde, thronen die Reste der society. Ein paar Offiziere. „Kann den ollen Jubelverdh nicht so enorm finden; allerdings immer guten Niecher gehabt. Aber Bismarck kriegte 'ne weiße Zunge, wenn er den Namen hörte.“ Ein Bischof Universität. „Renvers gilt als der Nächste zu Gerhardts Klinik; sehr gut angeschrieben, Kaiserin Friedrich behandelt, militärische Vergangenheit, Kanzlerdoktor und Lehenschüler: wenn er ernstlich will, hat er die Erbschaft.“ Zolltarifkommissionäre. „Posadowsky ist eben überreizt; kein Wunder nach so langer Galeere; schließlich wirds aber nicht so heiß gegessen werden“. Potpourri. Natürlich auch die noch nicht Abgelösten aus Industrie, Finanz, Advokatur. Und was man an der Spree so Cocotten nennt. Winterkundschaft von Apollo und Arkadia; wer auf sich hält und einen michet für den Schlafwagenplatz gefunden hat, ist in Ostende oder mindestens in Düsseldorf, wo, trotz dem wankenden Montanmarkt, Galanteriewaaren noch hoch notiren. An einem Eßtisch zwei elegant gekleidete Herren. „Was nicht zu lange dauert“, sagt der Dicke; „also

meinetwegen zunächst Hummer à la Delmonico.“ „Nee,“ sagt der Dünne; vor Karlsbad können Sie sich leisten. Ich nehme Timbale von Krebschwänzen; mehr darf ich mir nicht zumuthen. Proponire: dann Poularde in Halbtrauer; und Schluß. Abgemacht? Aber nicht zu viel Trüffeln und nicht zu wenig Bechamel; mehr halb als Trauer. Und einen leichten Moët, white star, und nachher Mouton Rothschild von 78, nicht allzu warm.“

... „Eilig bleibt die Geschichte immer. Reinigung der Atmosphäre: sehr schön, macht uns aber nicht satt. Und noch lange nicht zu Ende. Die Pommeren Schulz und Romeid kommen noch dran, Schmidt in Kassel, Terlingen, — was weiß ich? Bis Weihnachten werden die Zeiungen zu thun haben.“

„Und bis dahin ist vielleicht Neues fällig. Sie kennen meine Vitanei: der Hauptstoß kommt erst. Lieber Freund, ich weiß: Sie liegen gut und können mitansehen. Wenn aber die feinste Industrie so um vierzig bis fünfzig Prozenten purzelt, wirds Ihnen auch in die Nase steigen. Wir haben uns zu hoch gebläht, sagt der Dichter. Armes Land; nichts zu machen. Den Prozeßkram aber kann ich nicht so tragisch nehmen. Na ja, angenehm ist's für Unseren nicht; die Reputation ist ein Bißchen in die Brüche gegangen und ich rathe Ihnen, sich an der Tepl einfach als Kaufmann in die Liste zu setzen; nicht Direktor, namentlich nicht Kommerzienrath. Olet. Wir sind für das Volk nun mal sämmtlich ins Abruzzenhafte gerückt. Genirt Sies sehr? Mich nicht. Mariechen Stuarts Renommee noch noch schlechter und sie hat doch ganz fidel gelebt. Bis sie eingelocht wurde, allerdings nur. Kann uns auch passiren; gewiß. Aber weil noch das Lämpchen glüht, wollen wir uns das Leben nicht saurer machen, als es so schon ist. Profit! Wenn den Ruf Du erst verloren, kannst Du leben ungenoren, pflegte der selige Bamberger zu sagen.“

„Sie spaßen! Ich war in Paris, als der alte Reinach sich vergiftete. Gehirnschlag nannte mans. Alles ist daraus entstanden, inclusive Drehfuß, und heute noch ist's nicht vorbei. Und die selbe Erschütterung von Treue und Glauben haben wir jetzt. Die Solidesten werden mit den Schwindlern in einen Topf geworfen. Ist's denn erhört, daß in Leipzig der Staatsanwalt sagen darf, nur aus Geldgier könne ein Rechtsanwalt Bankdirektor werden?“

„Hummer Delmonico, Timbale von Krebschwänzen!“

„So. Nehmen Sie die Peterfilie gleich mit; ich bin nicht für Grünfutter ... Ja, Klein-Paris liegt noch immer nicht am Montmartre. Wirthschaft, Horatio. Die ganze Juristerei wird jedesmal grüngelb, wenn sie von unseren Einnahmen hört, die, entre nous soit dit, ja wirklich nicht immer der Leistung entsprechen. „Der Angeklagte hatte eine prächtige Villa und

pflegte im Februar nach Monte Carlo zu gehen: bei solcher Feststellung sind wir schon dicht am Zuchthaus. Daß die Gefahr noch größer wäre, wenn wir wie arme Schlucker abgelohnt würden, und daß es, so lange wir überhaupt in Klassenstaat machen, auch Leute geben muß, die mal theure Bilder kaufen, Säuglingheime bauen und unsere kümmerlichen Luzusgewerbe leben lassen, daran denkt Keiner. Ganz Unrecht hat der sächsische Sittenwächter trotzdem nicht. Hand auf den Herzklappenfehler! Mit welcher Sorte Speck fangen wir heutzutage denn die Ministerialdirektoren und noch größere Mäuse? Im Durchschnitt, kann man sagen, kommt bei uns kein Staatsbeamter standesgemäß aus, weder der Briefträger noch der Minister, wenn er nicht von Vater oder Schwiegervater einen Haufen Groschen mitgebracht hat. Das war Preußens Stolz, dieweil mehr nicht zu haben war. Jetzt aber, Berehrtester, winkt der Versuchter mit goldenem Finger; ergo laufen die Leute in die nachgepfuschten Florentinerpaläste, so man Banken nennt; an die Eisengitter vorm Fenster gewöhnt man sich da drin allmählich. Spaß bei Seite! Sie unterscheiden zwischen Soliden und Schwindlern. Wer ist, bei unserer Kreditausdehnung, denn solid? Und wo fängt der Schwindel an? Wo im Geschäftsbericht nicht, wie auf dem Wäschezettel, jede schmutzige Windel aufgezählt wird? Blödsinniger cant! Die Bilanzen fristiren wir Alle; müssen wir, von wegen der allerwerthesten Oeffentlichkeit und der Konkurrenz. Jede Regierung thuts auch im Etat, wenn sie nicht gerade eine Riesenerhöhung des Aktienkapitals durchsetzen will, und vor den großen Paraden werden die schlappen Kerls zum Kasernendienst kommandirt. Solid ist man, so lange man dafür gilt. Wenn morgen irgend ein Krach, mit dem sie gar nichts zu schaffen hat, zu einem run auf die Deutsche Bank führt, kann selbst dieser Großmacht bei ihrer ungeheuren Depositenmenge der Athem stoßen. Das ist ja eben das Pugige in all diesen Prozessen, daß man mit löblichstem Aufwand von Eifer festzustellen sucht, ob Direktion und Aufsichtsrath ihre Bank absichtlich ins Verderben gesteuert haben, und ihnen, wenns mit diesem Beweis hapert, das Planelhemd der Ehrenrechte läßt. „Eduard Sanden war ernstlich bemüht, seine Bank vorwärts zu bringen“. Kunststück! Exner etwa nicht? Und Schmidt und die Pommern? Dann müßten sie entmündigt werden. Aber was wollen Sie? Wir werden nun mal bis an den Hals mit Sozialethik gestopft. Schon das Wort macht mich seetrank. Als ob mit Ethik Reiche und Aktiengesellschaften gegründet würden. Ofenheim war einfach erhaben, als er Gevatter Schneider und Handschuhmacher zurief, daß man mit Moral keine Eisenbahn baut. Ein Minister, ein Botschafter lügt den anderen an,

daß es nur so raucht; falsche Statistiken, heimliche Verträge, die abgeleugnet werden, Spionage und Contrespionage: alle Mittel gelten. Da heißt man's Politik; bei uns ist's Verschleierung, Untreue, Betrug. Wir sollen die Jungfernschaft bis ins Erzväteralter bewahren. Ein Trost, daß unsere Kunden es nicht verlangen; und ein zweiter, daß die Justiz in ihrer Schleppe immer nur nachhumpeln kann. Sie sehen ja, was herauskommt. . . Darf ich?"

„Danke; nicht zu voll! Wieso? Sechs Jahre! Mit der Kundschaft kommen Sie wenig in Berührung und wissen deshalb nicht, wie uns da jetzt auf die Finger geguckt wird. Sogar der Auffichtrath ist ängstlich geworden.“

„Nacht nichts, carissimo; uns kann doch Keiner. Den Auffichtrath möchte ich sehen, der mich hindern wollte; selbst wenn nicht ein aufgebrauchter Minister oder eine andere adelige Nonvaleur vorsteht. Bei uns geht's nur mit der Diktatur; Jeder in seinem Ressort Selbstherrscher aller Reußen. Und Herrn Publikus haben Sie nicht ins Herz gesehen. Wer ruhig schlafen will, kauft Konsols. In einem Lande, das seine Staatsanleihen mit Ach und trotz Krach nicht höher als bis 93 bringt, wäre, in Parenthese, das äußerste Mißtrauen gegen Industrie- und Bankpapiere übrigens kein Nationalunglück. Natürlich will Niemand sein Geld verlieren; stärker als alle Angst aber ist die Gewinnsucht, wie man's, sehr moralisch, bei Anderen nennt. Sehen Sie Bestalinnen ins Direktorenbureau und morgen können Sie Ihre Sandsteinburg als Nachtcafé vermietthen. Progerei mit Ehrlichkeit rentirt auch heute noch nicht. Ich glaube, Kant wars, der irgendwo von chinesischen Krämern erzählte, die über ihre Ladenthür schreiben: ‚A'hier betrügt man nicht.‘ Detailistenkniff; nichts für uns. Sehen Sie sich um. Welche Anglerin hat den fettsten Karpfen an der Leine? Ich meineden blöden Swell da drüben, der die letzten Haare so patent geschheitelt hat. Seine Kleine — die große Hellblonde — diente anno ‚Excelsior‘ im Viktoriatheater und ist seitdem blonder, doch nicht jünger geworden; dick geschminkt, ganz in Eisen, aber Erfahrung, daß selbst Mikosch sagen würde: Alle Achtung. Von ähnlicher Schätzung hängt der Kursstand jedes Unternehmens ab, das auf Massenkundschaft angewiesen ist. Ueb immer Treu und Redlichkeit, dann kommst Du nicht drei Stunden weit. Deshalb hat an der ganzen Geschichte mich nichts so geärgert wie das gräuliche Flenzen der Vertheidiger. Die Civilisten, die tüchtig in den Sachen gearbeitet hatten, gingen noch; aber die Kriminalhengste! Jeden Augenblick konnte man erwarten, sie würden für ihre Mandanten eine Bürgerkrone oder mindestens Speisung auf Staatskosten beantragen. Unermüdliche Treue im Dienst seiner Bank. Raftlose Sorge für das seinen treuen Händen Anvertraute. (Treu-

händer!) Beim hohen Sonnenflug schmolz freilich das Wachs seiner Flügel; aber aus seinen Briefen spricht das strenge Ringen einer mit ernsten Dingen beschäftigten Mannesseele und das ganze Leben des Angeklagten bietet das rührend schöne Bild treuer und ernster Mannesarbeit. Wohl waren die Angeklagten untreu, doch nur gegen sich selbst; und dieser Untreue rühmen sie sich laut.' Und so weiter. Der Mann mit den treuen Händen und dem geschmolzenen Wachs ist der Right Honourable Otto Sanden, der Portraitist der Justizrath Sello. (Wir wollen einen Cognac trinken, Martell, und café double.) Andere haben ähnliche Register zu ziehen versucht. Ich bin nicht sehr für große Worte und will nicht, wie entrüstete Zeitungsleute, von Advokatenstandal sprechen. Aber wozu? Glaubt wirs nicht, auf die Richter wirkts nicht und draußen machts böses Blut. Zehntausendmal besser ist das Argument der Dummheit und geschäftlichen Unfähigkeit. Das wird, wie der Differenzeinwand, von den Gerichten stets anerkannt. Nicht immer treffen die Vertheidiger es so bequem wie hier, wo von drei angeklagten Bankdirektoren einer mit dreizehn, einer mit vierzehn Jahren die Schule verlassen, einer in einer Materialwaarenhandlung, einer in einer Schlosserwerkstatt das Hypothekengeschäft gelernt hat. Auf den Einwand der Unfähigkeit aber können sie rechnen. Unsere Gerichte sind sehr streng gegen die Intelligenz; nicht nur in Finanzprozessen. Ich würde einen klugen, energischen Menschen, der in wüster Arbeit zum Verbrecher geworden ist, noch milder beurtheilen als den feigen Schwächling, der nichts leistet, mit geschlossenen Augen die zweite Unterschrift giebt, froh ist, wenn er von den dessous nichts sieht und am Jahreschluß doch seine zweihundert braunen Lappen zusammen hat. Fängt bei uns der Staatsanwalt aber erst von dem hohen Bildungsgrad und der unzweifelhaften Intelligenz des Angeklagten zu reden an, dann hats schon Halbzwoß geschlagen. Darum, Verehrter, beherzigen Sie das elste Gebot vor den anderen zehn: Du sollst stets weniger intelligent scheinen als Dein Mitdirektor, auf daß es Dir wohlgerhe, falls Du verhaftet wirst!

„Zustand! Aber ganz falsch ist's nicht. Keiner will was gethan haben. Keiner wußte, was los war. Und Die, denen mans glaubt, kommen gut weg. Buchmüller und seine Kumpane waren Werkzeuge Sandens, Genzsch und Konjorten Werkzeuge Ezners. Eduard Sanden selbst war wieder von Spielhagen, Ezner vom Treberschmidt und von Sachsenröder in Versuchung geführt. Klug genug, um Geld einzustecken, waren Alle. Die jetzt am Meisten dran glauben müssen, sind schließlich doch die Einzigen, die fürs Geschäft was geleistet haben. Mit Nullen macht man auch ohne Betrug Bankerott.“

„Natürlich. Zusatzstrafen für Intelligenz. Ist des Landes so der Brauch. Welcher Ankläger und Richter will denn in solcher Hauptverhandlung auch feststellen, wer nützlich gearbeitet, wer fruchtbare Gedanken gehabt hat und welche Geschäfte Chancen boten? Alle Fäden sind längst abgerissen, alle Werthe verschrien, alle Verbindungen von der Konkurrenz madig gemacht. Nun dauerts Wochen lang. Der Referent kennt die Akten genau. Vorstellen, so daß ers entstehen und wachsen sieht, kann auch er sich kein Geschäft. Also Sachverständige heran! Je einen liefern Staatsanwaltschaft und Bertheidigung. Los! Was für den Einen Schwarz, ist für den Anderen Weiß. Und sie werden nicht etwa über Grundsätze vernommen, nein: täglich, über jedes ruppige Detail. Die Richter können sich, und wärens die besten in ihrem Fach, im Dickicht nicht zurechtfinden und danken zu Gunsten der Sachverständigen ab. Die herrschen; gottähnlich; und unter ihnen herrscht wieder, wer die geringste Schüchternheit und das zahlungsfähigste Mundwerk hat. Denken Sie sich einen Landgerichtsrath, ders fertig bringt, mit den Worten Neue Berliner Baugesellschaft, Grundschuldbank, Grunderwerbsgesellschaft, Märkischer Immobilienverein, Kreditgesellschaft für Industrie und Hausbesitz, Wasserwerke von Skutari — dies Alles und mehr war Sanden ja unterthänig — konkrete Begriffe zu verbinden. Den Schwarzen Adler für den Mann, der mit solchen Fähigkeiten für fünftausend Mark Kupplerinnen und Taschendieben das Recht spricht. Das ist unser Trumpf: die Dame mit der Binde kann in einem noblen concern immer nur Blindeluh spielen. Aber der Trumpf hilft nicht, wenn eine andere Farbe im Skat liegt. Das heißt: wenn der Gerichtshof nicht dem Gutachter glaubt, den wir ausgefucht haben. Der günstigere Fall ist: beide Sachverständigen machen gleich guten oder schlechten Eindruck; so scheint's in Noabit jezt manchmal gewesen zu sein. Dann sagt der gewissenhafte Richter: Das ist die Tintensflasche, die ich nicht durchschauen kann; also spreche ich frei, wo der Beweis nicht so dick wie ein Galgenstrick ist.“

„Glauben Sie wirklich? Ich bin ganz anderer Meinung. Und meine Frau schrieb gestern aus Franzensbad: Ein Glück, daß kein Jude dabei ist!“

„Das letzte Glas auf das Wohl Ihrer weisen Gattin! Sie hat ja so Recht. Es wäre anders gekommen, wenn die Mobilmachung gegen jüdische Bankdiebe gerufen hätte. Wolff und Sommerfeld waren doch Vöpperlein im Vergleich mit den neusten Niederbrüchen; und welcher Lärm damals! Leipziger und Böhm Zuchthaus, der alte Wolff zehn Jahre Gefängniß. Jezt ist kein einziger Sohn Abrahams auf der Strecke. Der dessauer Cohn, dem die Zeugenaussage nicht zu ersparen gewesen wäre, starb noch zur rechten Zeit

und ist inzwischen ein kleiner Heiliger geworden, aus dessen geruchlosem Nachlaß die deutsche Kunst gefördert wird. Höre, Israel, und jauchzet, alle Lande! Feine Sache. Die Antisemiten können nur auf umstürzten Hörnern Trauerchöre blasen und unsere herzigen Judenblätter knirschen zwar grimmig, die moabiter Strafen seien zu gering, dürfen aber nicht generalisiren, sondern müssen nach jedem Urtheilspruch die ‚moralische Atmosphäre‘ für gereinigt erklären. Trotzdem glaube ich nicht, daß die Rassenverwandtschaft die Richter milder stimmt; nicht mal in Leipzig, wo Sem tief unter Bari. Nur ließ der Einwand der Arglosigkeit sich unter diesen Umständen mit Erfolg verwerthen. Unsere Leute werden nicht für naiv gehalten; und wenn von den treuen Händen des Herrn Hirsch und vom Flügelwachs des Herrn Linceles gesprochen worden wäre, hätte der Hohe Gerichtshof sich Bomirens halber zurückgezogen. Wo aber der Thatbestand dunkel bleibt, entscheiden Eindrücke und Sentiments. Jedenfalls hat Ihre Frau ins Schwarze getroffen: Ein Glück, daß kein Jude dabei ist! Wir hätten nicht so viele funkelnde Schächtmesser gesehen, aber den Stoß mit ganz anderer Wucht gefühlt. Jetzt konnte Tubal in der Thiergartenstraße schmunzeln: ‚Anderer Leute haben auch Unglück! Und ich halte die rein ariische Bejegung der Anklagebank nicht etwa für bloßen Zufall. Wir sind auf dieser Branche, die uns so lange trägt, schon weiter geklettert und wissen ungefähr, was sie an Last schleppen kann, ohne zu brechen. Schachtelgesellschaften, nachweisbar falsche Bilanzen und Buchungen —: Das lassen wir längst von Anderen machen, wie der alte Fontane sagte, der so erstaunt war, als ihm zum Siebenzigsten fast nur Jakobsöhne gratulirten. Alles will auf dieser gräßlichen Welt eben gelernt sein. In älteren Finanzländern ist man über den Sturm und Drang der ewigen Bankdirektorenprozesse hinaus und hat eingesehen, daß man bei Geschäften, wie wir sie machen, mit einem in die Puppen wachsenden Risiko rechnen muß. Denn was man, theuerster Kollege, so gemüthvoll ‚Bank‘ nennt, Das ist nicht bloß Geschäft, sondern eine Kulturform. Dem Menschen-schlag hier gehts noch nicht ein. Der möchte Alles beim Alten lassen und das Neue, mit Sozialethik und brauner Butter angerührt, dazu genießen. Daher die Konflikte. Daher Eduard Sanden, der Gottesmann mit dem geistlichen Zug und den Nebengleisen für weltliche Schiebungen; der famose, vollkommene Typ einer Uebergangszeit. Nach jeder faulen Sache Andacht in der Hauskapelle. Sicher ganz aufrichtig . . . Aber ich möchte zahlen.“

. . . In langer Linie schob die Menge sich zwischen den Biertrinkern am See hin und her. Die Militärkapelle spielte die Preußenhymne. Und die erste Leuchtkugel stieg kerzengrade zum wolfigen Nachthimmel empor.



Die Wagner-Frage.

Unter dem Titel „Der Kern der Wagner-Frage“ ist jüngst eine Brochure von Paul Marsop erschienen. Sie trägt den Untertitel „Museums-kunst oder Bühne der Lebenden?“ und will „die Diskussion über die wichtigste, zur Zeit völlig versumpfte Frage unseres heutigen Musiklebens erst einmal einleiten und in Fluß bringen.“ Leider ist heutzutage, dank den Zuständen, die auf dem Gebiete der Wagnerschriststellerei herrschen, dank der Einseitigkeit, dem Dilettantismus und der künstlerischen wie kunstgeschichtlichen Unfähigkeit, die sich dort breiter machen denn je, und schließlich dank der Kritiklosigkeit des Publikums, das jedes Feuilletongeplauder als geistige Offenbarung hinnimmt, ein sachliches Urtheil über die historische Stellung Wagners und seiner Nachfolger höchst selten zu finden. Und so hats vielleicht für den einen oder anderen Kunstfreund Zweck, sich das hohle, freilich schön und stark aufgeblasene Ding, an das wir als Ideal der Zukunft glauben sollen, den Kern der Wagner-Frage, näher anzusehen.

Der Kern der Wagner-Frage ist nach Marsops Schrift die Zukunft des Musikdramas. Die wichtigste, zur Zeit völlig versumpfte Frage unseres Musiklebens lautet: „Wie gewinnen wir für das Musikdrama die nöthigen deutschen Spielhäuser à la Bayreuth, wie das nöthige Geld, die nöthigen Repertoirestücke und das nöthige Publikum?“ Natürlich einfach dadurch, daß wir unser ganzes Interesse auf diese eine Sache konzentriren. „Man beschränke sich im Konzertsaal darauf, das Andenken der klassischen Meister pietätvoll zu ehren, gebe auch mitunter jüngeren, ernst vorwärts strebenden deutschen Tonsetzern Gelegenheit, ihre kompositorische Technik ebendort lernend zu überprüfen: wende aber das beste Theil der verfügbaren Kräfte fernerhin an die Pflege des musikalischen Dramas.“ Sehr schön nimmt sich bei diesem Vorschlage bereits der Konzertsaal als Uebungslokal für spätere Theaterkomponisten aus. Doch die Hauptsache ist ja: das Musikdrama muß durchgeführt werden. Warum? Ja, warum wohl? Weil dann erst die Wagner-Frage beantwortet ist. So steht zu lesen: „Das beste Theil der verfügbaren Kräfte muß der Bühne zu Gute kommen. Bricht sich diese Ueberzeugung nicht Bahn, wird sie nicht in vollgiltige Thaten umgesetzt, dann darf man fürderhin nicht mehr von einer wagnerischen Reform reden, dann kann dereinst die Geschichte Wagners Auftreten und Wirken nur als eine Episode in der

Frankenland. der ver-... An-... K... .. 30
 befürchten? Wollen wir in der traurigen Wahrheit einen kümmerlichen Trost suchen, daß die Geschichte der Verbreitung eines großen Gedankens von je her die seiner Verflachung war? Oder sollte es doch noch in letzter Stunde gelingen, das bereits stark herabgebrannte Feuer des Idealismus wieder kräftig

anzufachen, das einst unter so schweren Kämpfen Gewonnene zu erhalten und für die Zukunft fruchtbar zu machen?" Das klingt hübsch. Es macht sich stets gut, wenn man einer Sache eine tragische, welterschütternde Bedeutung giebt, mit dem Geschick des Schriftstellers, der das Verdienst hatte, zur Zeit eines großen Mannes gelebt zu haben, sich in den Mittelpunkt einer künstlerischen Aktion stellt und von Idealismus und Kampf und Aehnlichem redet. Leider beruht die ganze Sache auf einem Mißverständnis. Wagners Auftreten wird nicht Episode, noch Tragikomödie werden, auch wenn noch Schlimmeres passiert als die Vernachlässigung des Musikdramas.

• Und wenn wir das Feuer des Idealismus anzufachen, was nützt? Wofür sollen wirs anzufachen? Für das Musikdrama. Warum? Da sind wir wieder bei der Anfangsfrage und müßten antworten, weil sonst Wagners Reform zu Grunde geht. Also: warum geht sie denn damit zu Grunde? Etwa, weil seine Werke nicht mehr sitzvoll aufgeführt werden? Nein. Das giebt uns der Verfasser gleich zu; er nimmt an, deren Wesen bleibe rein und echt erhalten. Nur um die Zukunft ist ihm bang: die Nachfolger sollen aufgeführt werden. Warum? Weil sie die Lebenden sind, die Förderung brauchen, und weil sie Musikdramen geschrieben haben.

Es kann uns hier gleichgiltig sein, ob dieser Kult der Lebenden nicht rasch in einen Kult der Freunde ausarten könnte. Nur das Eine ist wichtig: nicht, weils gute Musik ist — die vielen Schwächen der Werke werden bereitwillig zugegeben —, sondern, weils Musikdramen sind, sollen wir alle beste Kraft für diese „Bühne der Lebenden“ frei machen. „Denn“, so fragt der Verfasser, „giebt es in den bereits vorhandenen, ernsthaft angelegten und liebevoll fleißig durchgebildeten Werken nicht Stellen, Szenen, ja, ganze Abschnitte, bei denen mit Einsatz keineswegs alltäglicher Gedanken und Motive bereits eine erfreuliche Einheit der dichterisch-musikalischen Wirkung in bühnengemäßen Gewande erzielt wird? Fragmente freilich; aber tragen diese durchaus gelungenen Theilergebnisse nicht in sich eine Art Gewähr dafür, daß man dereinst wieder vollwertige musikalische Dramen erwarten darf?“ Also für diese Wechsel auf eine eventuelle bessere Zukunft, für diese Stellen, Szenen, ja ganze Abschnitte, für die selbst der Verfasser nur sehr eingeschränkte Prädikate weiß, sollen wir alle Kraft einsetzen und dafür all den „historischen Krimskrams“, alle vor Wagner liegende Musik nur aus Pietät dann und wann einmal aufführen dürfen. Ist Das die wichtigste, bisher versumpfte Lebensfrage der Musik? Man begriffe das Alles nicht, wüßte man nicht, welche bedauerliche Folgen persönliche Erlebnisse und einseitiges Eindringen in eine Sache für die Entwicklung der gesammten Anschauungen ganzer Kreise und Cliquen haben können.

Diesmal ist die Lampe, um die die Motten fliegen, das blendende

Wort: Musikdrama. Das Musikdrama ist der Gipfel der Kunst. Das hat Wagner gesagt oder gemeint oder bewiesen oder ahnen lassen oder . . . Doch darauf kommts ja gar nicht an, was er wirklich damit gethan hat. Jedenfalls ist es so: Das Höchste ist das Musikdrama. Nach dem Höchsten aber soll man immer streben. Folglich sammelt alle Kraft fürs Musikdrama. Das ist ein Rattenkönig von Irthümern. Erstens giebt es keine höchste, keine alleinseigmachende Kunstform, weder in den bildenden Künsten noch in den redenden. Zweitens, wenn es sie gäbe, wäre es nicht das Musikdrama. Denn weder ist die Welt der Bühne der Gipfel der Kunst noch ergiebt die Addition, ja, selbst die organische Verschmelzung mehrerer Künste ein Höheres als eine Einzelkunst. Das ist arithmetische Täuschung. Drittens, selbst wenn das Musikdrama das Höchste wäre, ließe es sich nicht züchten; denn gerade so komplizirte Erscheinungen, in denen mehrere Künste zugleich vollkommen entwickelt wirken sollen, sind äußerst seltene Gaben genialer Naturen. Viertens ist es ganz zwecklos, gerade, nachdem sie einen Höhepunkt erreicht hat, diese selbe Kunstgattung künstlich weiterbilden zu wollen. Das müßte schon die Geschichte lehren, wenn sich unsere Feuilletonschreiber um die bekümmern wollten. All Das, was jetzt nach Wagner aufwächst an Musikdramen, wird einst die Bedeutung haben, die heute die Masse der nach Schiller geschriebenen Jambendramen hat . . . Der Kern der Wagner-Frage hat sich also recht wurmförmig erwiesen. Soll ich im Einzelnen noch alle die falschen Behauptungen aufzeigen, die mit unterlaufen?

Das Wichtigste bleibt doch, einzusehen, daß wieder, wie leider so oft, das Mißverstehen oder Uebertreiben wagnerischer Gedankengänge das erste Uebel ist. Hätte man Wagner wirklich erfasst, so wüßte man, daß es nur wenige Musikdramen in seinem Sinn geben kann. Denn die Stoffe, die sich dazu eignen, sind bald erschöpft. Will man aber den Begriff weiter ausdehnen und alle möglichen Arten deutscher musikalischen Bühnenwerke mit einbezirken, so muß man fallen lassen, was selbst Wagner nur für die größten gelten lassen konnte, nämlich: daß sie den Gipfel der redenden Künste bedeuteten. Dann aber ist nicht einzusehen, warum man gerade diese Gattung der Kunst mit aller verschwenderischen Liebe bedenken soll. Denn daß ein gutes deutsches Bühnenwerk mit Musik mehr werth sein soll als eine gute symphonische Dichtung oder gute Chorwerke oder gute Kammermusik: dafür bringt wohl Niemand einen Beweis. Es sei denn der, daß Wagner gesagt habe, die absolute Musik sei bankerott und die Entwicklung der symphonischen Musik münde ins Musikdrama ein. Wenn eine geniale Natur, um ihr Lebenswerk durchzusetzen, zu solcher Einseitigkeit gelangt, raubts ihrer Größe keinen Zoll. Aber wenn die Nachläufer, die ihre ganze Bedeutung nur dem Umstande verdanken, daß sie Zeitgenossen eines Großen waren, dessen

Ideen sie breit treten konnten, dann diese Ideen auch noch mißverstehen und blind nachmurmeln oder nachschreien, dann fangen allerdings die großen Ideen zu versumpfen an oder werden wenigstens von dem Schlingengewächs markt-schreierischer Redensarten überwuchert.

Einer Parteisphablone zu Liebe braucht kein Volk Kunst zu treiben, auch das deutsche nicht; und die Erhaltung des wagnerischen Lebenswerkes ist nicht gebunden an die Pflege der musikalischen Bühnenkunst, sondern an den lebendigen Fortschritt auf allen Gebieten der Kunst, an die Ueberwindung aller toten Tradition in der Entwicklung jeder musikalischen Kunstform. Die Forderung, alle Kräfte der Bühne zuzuwenden, ist nichts als eine Artistenlaune, als ein ästhetischer Sport. Mit der Kunst, die mit dem Leben Fühlung hat, die fürs Leben und durchs Leben da ist, hat sie nichts zu thun.

Auch in der Kunst ist doch schließlich der Mensch das Maß aller Dinge. Was für den Menschen, für sein Leben, für die Bereicherung und Entfaltung seines Empfindungslebens ein Kunstwerk bedeute: Das ist das Ausschlaggebende. Alles Andere ist Spielerei von Aestheten, die nichts zu thun haben und ihre freie Zeit und ihre eigene Oberflächlichkeit dazu benutzen, sich dann und wann feiertäglich erheben zu lassen. Das sind die Pächter des Allerheiligsten in der Kunst, die ihr doch fernher stehen als der schlichte Arbeiter, der sich plötzlich beim Holzhaden über die Gluth des Sonnenunterganges freut. Was aber gewinnen wir fürs Leben, für unser eigenes Weiterwachsen, für den Reichthum unseres Fühlens, wenn wir Prinzipienreiter werden und deutsche musikalische Bühnenkunst pflegen? Sind die dort aufgehäuften ästhetischen Werthe wirklich so neu und so reich, daß wir darüber ruhig alle große Kunst unserer Vergangenheit möglichst rasch vergessen können? Lohnt es für größere Kreise der Kunstfreunde der Mühe, in diese Novitäten sich einzuarbeiten, oder wird nicht überall Enttäuschung und Bedauern über die verlorene Zeit sich einstellen, die man besser der großen Kunst aller Zeiten und Formen zugewandt hätte? Es wäre sogar erst nachzuweisen, ob selbst für die technische Entwicklung der Kunst, für rein sachmusikalische Dinge diese Werke Eroberungen von der Wichtigkeit bedeuteten, wie sie frühere Fortschrittswerke gebracht haben, so daß selbst für den Fachmusiker die Nothwendigkeit noch nicht unbestritten wäre, all dieser neuen Kunst näher zu treten.

Viel verhängnißvoller als alle diese Bedenlichkeiten ist aber die Stellung, die dem modernen Kunstfreund gegenüber der alten Kunst aufgezwungen werden soll. Um nämlich für die Bühne Raum, Zeit, Kraft und Geld zu gewinnen, muß alle andere Musik als vorweltlich gebrandmarkt werden, als Kunst, über die wir mit unserem modernen Geist hinausgewachsen sind, der wir nur noch historisch gerecht werden können und die darum für die Lebenden keine Bedeutung hat. Der Grundgedanke ist dabei immer der

Irthum: Alle Kunstformen sind nur Vorbereitungen, Vorstufen für das Musikdrama. Nun wir dieses haben, ist alles Befassen mit jenen eigentlich Zeitverschwendung und verräth Inferiorität des Geistes.

Marfop legt seine Meinungen über die Entwicklung in den Künsten ziemlich ausführlich dar und kommt dabei, ähnlich wie Arthur Seidl in seinem „Modernen Geist“, zu einem Lob der zeitgenössischen Kunst. „Was gemäß der historischen Entwicklung in der Periode seines Entstehens einen unermesslichen Fortschritt in sich begriff, muß hundert Jahre später rückständig erscheinen. Wollen wir uns nun darauf verheissen, daß, während Wissenschaften, Rechtspflege, Techniken, Malerei, Architektur, Dichtung in fortwährendem Umwandlungsprozeß begriffen sind, bei denen jedesmal der Lebende Recht hat, der etwas Ordentliches kann, die Musiker sich bis zum Weltuntergang krampfhaft um ihre eigene Achse drehen müssen?“ „In unserem Kunstleben macht sich der Herbariums-Geist, der Geist des ‚Konsevators‘ und Professors weit über Gebühr geltend.“ „Das historische Kunstmuseum und alles mit ihm in engerer Beziehung Stehende schluckt viel zu viel von Dem auf, was billiger Weise für ehrlich in der Gegenwart sich mühende Talente zu verausgaben wäre.“

Also immer wieder der Jammer um die Lebenden, bei denen man den Gedanken an das Mitleid mit guten Freunden nicht los wird. Aber die Geschichte ist nicht nur grausam, wie Marfop meint, da sie das Alte durch Neues verdrängt werden läßt, sondern noch viel grausamer dem Neuen gegenüber, das erst beweisen muß, es sei nicht nur neu, sondern auch gut. Es ist eine echt moderne Redensart, wenn man den Kultus des Neuen um seiner Neuheit willen predigt und mit Stentorstimme ruft: „Der Lebende hat Recht!“ Der Lebende, dem ja meist eine bessere Vergangenheit zum Glück im Wege steht. Man braucht nicht zu befürchten, daß diese Schreier ihr Ziel erreichen werden; aber ein kunstgeschichtlicher Irthum, den sie dabei mit muthiger Unversfrorenheit immer wieder ausposaunen, muß doch endlich zurückgewiesen werden. Er liegt in der Verständnißlosigkeit gegenüber dem bleibenden Werth aller echten Kunst, auch der der Vergangenheit. Die Herren, meist wieder Wagnerianer, für deren beschränkte Weisheiten Wagner nicht verantwortlich gemacht werden kann, folgern so: Jede Zeit hat ihre bestimmte geistige Physiognomie; jede Zeit hat ihre eigene Lebensauffassung, die sich auch in der Kunst ausdrückt. Da ich in der Zeit lebe, hat nur Das für mich Bedeutung, was ihr gemäß ist. Was einst groß war und Zeitbedeutung hatte, ist jetzt nicht mehr bedeutsam, denn jetzt hat sich die Zeit geändert. Darum ist etwas Minderwerthiges, wenns nur zeitgemäß ist, immer noch wirksamer auf mich als etwas Großes, das der Vergangenheit angehört hat und jetzt überwunden ist. Das ist ungefähr der Gedanken-

gang, der der ganzen „Modernität“ zu Grunde liegt. Seltsam, daß er nur in Zeiten und in Köpfen austaucht, die zur Größe nicht fähig sind, weder in der Produktion noch in der Lebens- und Geschichtsauffassung. Seltsam, daß er besonders bei den Kunstgenießlingen unserer Tage und ihnen verwandten überspannten Frauen Mode ist.

Es wäre lächerlich, wollte man im Streit mit solchen Eintagsnaturen Begriffe wie Unsterblichkeit und Ewigkeit heranziehen, die sich zwischen dem Salongetöse dieser Kunstsportsmen zu fremdartig ausnehmen würden. Man braucht ja dieser Sorte von Menschen, die sich moderne Gegenwartleute dünken, nur den Typus des wirklich gebildeten, des durchgebildeten Kunstkenner's gegenüber zu stellen. Ist Der mit seinem Verständniß für alle Lebensäußerungen aller Zeiten, mit seinem Streben, den ganzen Reichthum der Kulturentwicklungen in sich aufzunehmen, wirklich durch das Bild des „retrospektiven Konservators“ gezeichnet? Ist die menschliche Natur wirklich so arm, daß sie nur das ihr Zeitgemäße, den berückichtigten „Zeitgeist“ erfassen und alles Andere nur indirekt, historisch genießen kann, „mit künstlich eingefegtem Athmungsapparat“, wie Marsop sagt? Alle großen Menschen und alle großen Künstler jeder Zeit und jedes Volkes sind ganze Söhne ihrer Zeit gewesen. Gewiß. Aber waren sie wirklich groß, so gingen sie um Jahrhunderte über ihre Zeit hinaus, vorwärts und rückwärts. Und gerade ihr Verhältniß zur Vergangenheit war kein totes, kein imaginäres, sondern oft und mit Recht lebendiger als das zu ihrer Zeit. Denn es ist besser, ich stehe mit einem Großen von anno 1600 auf Du und Du als mit einem Gerngroß, der anno 1900 vielleicht Musikdramen schreibt.

Wer den modernistischen Standpunkt festhält, wird obendrein nicht einmal zum eigentlichen Kern auch seiner eigenen Zeit und deren Fragen vordringen — wie ja der vorliegende Fall zeigt —, denn dieser ist eben auch nur mit dem umfassenden Blick des Menschen zu packen, der seine Zeit als Glied im großen Lauf der Zeiten erkennt. Nicht etwa, weil es pietätlos wäre, die Großen der Vergangenheit bei Seite zu schieben, fordern wir die Anerkennung ihrer noch immer lebendigen Kraft — Pietät ist überhaupt in der Kunst sehr überflüssig und meist mit Heuchelei zu verdeutschern —, sondern, weil es sinnlos ist, um der sogenannten zeitgenössischen Kunst und der Idee von ihrer höheren Lebensberechtigung willen den Weg zu den Lebensströmen zu verlegen, die von den großen Menschen der Vergangenheit und ihren Werken ausgehen. Es giebt eben noch Größeres als die Zeitwerthe, die die Modernen allein in ihre Berechnung einzustellen belieben, und ich kann viel mehr „Museumskunst“ treiben, wenn ich Phantome moderner Komponisten mit aller Liebe hege, als wenn ich aus den lebendigen Gesilden der Alten mir künstlerische Anregung und Genuß hole. „Bühne der Lebenden“ ist ein

Schlagwort, das gut klingt, wie so viele Feuilletonistenerfindungen. Aber es ist eine klingende Schelle, so lange man „Lebende“ die „Mitlebenden“ nennt, ob sie schon vielfach tote, taube, faule Früchte sind. Allerdings hat in der Kunst nur der Lebende Recht. Das heißt aber: der Lebendige, der Unsterbliche, der Lebende aller Zeiten. Die konfuse Geschichtstheorie der Modernisten, die plötzlich alle Maßstäbe zu Gunsten des heute Lebenden umändern wollen und damit meist noch einen einseitig engen nationalen Standpunkt verbinden, der auch in Zeiten von Befreiungskämpfen recht und gut sein mag, aber, Gott sei Dank, bei den größten deutschen Geistern niemals engherzig geworden ist, zeigt sich schließlich auch noch darin, daß plötzlich, nachdem Jahrhunderte lang alle Formen der Kunst in der reichsten und mannichsachsten Weise geblüht haben, jetzt eine Idealform gefunden sein soll, die einzig noch entwicklungs-fähig sei. Wenn Wagner als Schöpfer dieser neuen Form alles Andere als überwunden ansah, so war Das eine Folge der dementia, die bei allen Genies nothwendig ist und die mit der Blindheit eines Liebenden zu vergleichen wäre, dem neben seiner Erkorenen alle Schönheiten der Erde farblos scheinen. Aber was dem Liebenden erlaubt, ja, Nothwendigkeit ist, wird darum nicht allgemeingiltig, sondern verliert allen Sinn ohne jene Vorbedingungen der Ekstase.

Das Wort vom Bankrott der reinen Instrumentalmusik ist ein grandioser Gedankenblitz jener dementia im Haupte des Schöpfers des Musikdramas, aber reiner Unsinn, sobald es nur nachgeplärret wird. Es wäre die größte kunstpolitische Verkehrtheit, wenn wir jetzt uns auf die musikalische Bühnenkunst versteifen und alle anderen Kunstformen als damit überwunden ansehen wollten. Und es kann nur, obwohl Marxsoy sehr gern und viel mit seiner Unabhängigkeit paradiert, als die Wirkung engster Parteischablone angesehen werden, wenn zu Gunsten einer so speziellen und einseitigen, künstlerisch wie kunstgeschichtlich gleich ansehbaren Tendenz selbst Institute, wie der Allgemeine Deutsche Musikverein, mobil gemacht werden sollen, der das überwundene Konzertwesen aufgeben und sich dem Theater zuwenden soll.

Theater, Theater im üblen Sinn ist diese ganze mit kolossaler Wichtigthuerei in Szene gesetzte Agitation für die nothleidenden deutschen Bühnenkomponisten. Daß dabei mit den Thatfachen und mit der Logik sehr übel umgesprungen wird, werden Alle, die das Heft in die Hand nehmen sollten, bald selbst merken, so weit sie nicht schon aus den angeführten Behauptungen ersehen haben. Wenn, zum Beispiel, behauptet wird, daß die Dirigenten der ständigen Abonnementsveranstaltungen den schönsten Wettstreit darin entwickelt hätten, stets das Neueste des Neuen und das Gewagteste des Gewagten zu bringen, so daß der Allgemeine Deutsche Musikverein keine Aufgabe mehr habe, so spricht doch dagegen die Thatfache, daß weder Litzts noch Bruckners

noch Draufesels Schaffen, um nur ein paar der nächstliegenden Namen zu nennen, auch nur einigermaßen im Konzertsaal zur Geltung gekommen ist. Wenn Richard Strauß und einige durch Zufall aufgegriffene Novitäten von Saal zu Saal wandern, so ist Das nicht ausschlaggebend. Denn wir wollen uns doch nicht verhehlen, wie schwer bei diesen Werken heutzutage leider noch das Sensationbedürfnis ins Gewicht fällt.

Doch für die Anhänger der Parteimeinung, die Marsops Brochure ausspricht, ist ja die symphonische Bewegung überhaupt abgeschlossen und muß allmählich verstanden. Wäre Dem so, dann könnten wir allerdings nichts Besseres thun, als Allesammt den Brettern unser Hab und Gut, Weib, Kind, Kraft, Zeit und Geld so schnell wie möglich zuzuwenden. Aber der Wagner-Frage Kern sitzt, wie es bei Kernen üblich ist, zum Glück nicht unter einer dünnen Schale aus Feuilletonpapier, sondern erheblich tiefer.

Entsprechend der Natur der Kunstgattung, in die das Lebenswerk Wagners gehört, müssen wir zwei Fragen stellen oder zwei Kerne enthüllen. Wagners Wirken hat Zweierlei beeinflusst: die Produktion und die Reproduktion. Ich beginne mit der Reproduktion, weil sie sich im engsten Anschluß an Wagners eigene Werke behandeln läßt, und frage nach dem wesentlich Neuen und Bedeutungsvollen, das wir auch in der Zukunft festhalten müssen, um den Erfolg von Wagners Reformen nicht wieder zu verlieren.

Im Wesentlichen handelt es sich dabei um die künstlerischen Anschauungen, die Wagner in dem „Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule“ und in der Schrift „Ueber das Dirigiren“ niedergelegt und auch sonst öfter im Vorbeigehen gestreift hat. Behält man für die Summe aller dabei geltend gemachten Anforderungen das Wort Stilbildung bei, so darf man nicht übersehen, daß man das Wort Stil nicht nur auf die verschiedenen Zeiten, sondern vor Allem auch auf die verschiedenen Kunstformen anzuwenden hat, mit anderen Worten, daß die Bühne einen anderen Vortragsstil verlangt als der Konzertsaal, genau so wie Mozart einen anderen als Beethoven. Im Vortrag aber ist das Ausschlaggebende die Deutlichkeit der musikalischen Linien und damit zugleich des inneren Gehaltes der Musik.

Noch heutzutage kann man längst nicht behaupten, daß diese Grundgedanken, zu denen Wagner wohl auch mit durch die Interpretation beethovenscher Werke durch Liszt angeregt worden ist, und die daran geknüpften Einzelanforderungen auch nur zu einem guten Theil verwirklicht wären. Als der allgemeinste seiner musikalischen Zukunftsgedanken, der bis in die bescheidensten Verhältnisse hin verwirklicht werden und wirken kann, sei er an den Eingang dieser Untersuchung der Wagner-Frage in der Zukunft gestellt. Scheint er nicht kernhaft genug, so ist doch zu bedenken, daß ohne die Erfüllung dieser ersten Forderung alle etwa möglichen Verbesserungen in der Wiedergabe musikalischer Kunstwerke des eigentlichen Haltes entbehren.

Viel handgreiflicher sind natürlich die ausführlichen Angaben Wagners, die sich im Speziellen mit dem Theaterwesen befassen und fast in allen seinen Schriften bald als Hauptinhalt, bald als Nebenertrag zu finden sind. Wenn ich auch nicht mit Marsop übereinstimmen und diese Reformen als den eigentlichen Kern der Wagner-Frage ansehen kann, so liegt mir doch nichts näher, als eine kräftige und baldige Verwirklichung der vielen werthvollen und praktisch bequem durchführbaren Anregungen aus Innigste zu wünschen. Gewiß sollen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um Theaterneubauten, die das bayreuther Vorbild dankbar benutzen, überall da entstehen zu lassen, wo die Bühnenkunst in großem Stil gepflegt werden kann. Gewiß sollen in diesen Häusern die Werke Wagners mit aller künstlerischen Hingabe lebendig werden; was Wagner über Schauspielwesen und über den Vortrag seiner und fremder Werke in mustergiltiger Weise festgestellt hat, soll nicht verloren gehen. Es ist viel, sehr viel zu thun; und Vieles, was in der Brochure von Marsop als weitere Ausführung wagnerischer Gedankengänge vorgebracht wird, ist völlig zu unterschreiben. Es wird noch unendlich viel an Wagner gesündigt und die Vergeistigung des Vortrages, das völlige In- und Miteinandergehen aller Faktoren bei der Wiedergabe seiner Tondramen wird fast nirgends völlig erreicht. Viel ist noch zu arbeiten und nicht oft genug kann auf die Pflichten aller beteiligten Kreise gegenüber dieser Kunst hingewiesen werden. Aber: der Kern der Wagner-Sache ist auch in dieser Theaterfrage nicht beschlossn. Er kann überhaupt auf dem Gebiete nicht liegen, obgleich ich die künstlerische Durchgeistigung aller Wagner-Aufführungen und ihre Darbietung in wagnerischen Spielhäusern für viel wichtiger halte als das praktische Ausprobiren der Bühnenfähigkeit so und so vieler neudeutschen Musikdramen jüngsten Datums.

Der wichtigste Punkt in Wagners Reformen der Reproduktionsweise und zugleich der, dessen Sicherung als unverlierbares Gut noch eine Wagner-Frage ist, bleibt die Gewinnung eines wirklichen Vortragsstils und einer völlig durchgeistigten Vortragskunst, die beide von der Sache und von dem Schöpfer des einzelnen Kunstwerkes ausgehen und in allen Kunstformen, nicht nur in den Bühnenwerken, die Person des vermittelnden Künstlers, sei er nun Sänger, Spieler oder Dirigent, völlig zurücktreten lassen. Schon diese kurzen Andeutungen genügen wohl, um zu beweisen, welche fragwürdigen Verhältnisse hier noch im Geiste Wagners zu bessern sind, und um zu zeigen, daß es sich hier um Lebensfragen der Musik handelt, gegenüber denen die Förderung der jungen Musikdramatiker ein recht nebensächlicher Privatsport erscheint. Den Kern der Frage aber können wir nun erst enthüllen.

Ein Wunder der Telegraphie.

Ich habe einen sehr vertrauten Freund, der sich seit Jahren mit den Geheimnissen der drahtlosen Telegraphie beschäftigt und auch ein paar den Fachleuten wohlbekannte Verbesserungen zu dieser vielleicht großartigsten Entwicklungsstufe des Nachrichtenwesens beigetragen hat. Er ist mit Marconi, Slaby, Neco u. s. w. natürlich genau bekannt, doch hat er mich, als ich ihm meine Absicht kundthat, von ihm zu berichten, dringend gebeten, seinen Namen zu verschweigen, wie er denn überhaupt an einer so weitgehenden Bescheidenheit leidet, daß er eben schon deshalb der großen Menge nicht annähernd so bekannt ist wie andere Erfinder. Sein Bild hat nicht einmal in der „Woche“ gestanden. Ich traf ihn ein paar Tage nach dem Friedensschluß von Pretoria im Thiergarten; er schien mir grüblerischer als je und nur meinem unablässigen Bohren gelang es, ihn so weit zu bringen, daß er sich mit mir in ein sachliches Gespräch einließ und gestand, daß er sich in den letzten zweiunddreißig Monaten, also während der Dauer des Krieges der Engländer gegen die Buren, mit der Begründung des allerdings merkwürdigsten aller telegraphischen Geheimnisse abgegeben habe: auf welchem Wege die Nachrichten aus Südafrika, die unmöglich durch die Drähte der englischen Kabel gelaufen waren, dennoch nach Europa gelangt sein könnten. In seiner streng wissenschaftlichen, ein wenig pedantischen Weise sagte er: „Stellen wir zunächst die Thatfachen fest. Sie, wie alle Zeitungleser, werden sich erinnern, daß außer und neben den englischen Depeschen, den amtlichen wie den nicht amtlichen, Tag vor Tag telegraphische Nachrichten aus Südafrika nach Europa gelangten, deren Herkunft nicht nur den Zeitunglesern, sondern selbst den erfahrensten Redakteuren und nun erst den berühmtesten Technikern der Telegraphie vollkommen verborgen blieb und bis zum heutigen Tage geblieben ist. Allerdings: die entscheidenden Thatfachen vor dem Kriege und während des Krieges, solche Thatfachen, die wir Alle als unzweifelhaft wahr anerkennen müssen und die den Rahmen jeder geschichtlichen Darstellung des Kampfes der Engländer gegen die Buren bilden werden, sind auf dem ganz gemeinen, abgeklapperten Wege der Kabeldrahttelegraphie nach London gelangt und von dort verbreitet worden. So wurde das Telegramm mit dem Ultimatum des Transvaal-Staatssekretärs, Herrn Reitz, an England vom neunten Oktober 1899 auf dem gewöhnlichen Drahtwege nach London besördert. Auch die sämtlichen Nachrichten der englischen Generale von ihren furchtbaren Niederlagen haben auf keinem anderen als dem Drahtwege, und zwar durch die englischen Kabel, London und von da aus die ganze Welt erreicht. Die Niederlagen Methuens bei Magersfontein und Bullers bei Colenso, der siegreiche Ueberfall der Buren bei Tweebosch — so hieß doch das Nest? — und Methuens Gefangennahme durch Delarey wurden ohne Verzug von den Engländern gemeldet und die deutschen „Extrablätter der Freude“ über alle diese Siege der Buren beruhten ausschließlich auf den amtlichen Kabeltelegrammen der englischen Heeresleitung in Südafrika an das londoner Kriegssamt. Bemerkenswerth ist auch, daß die Nachrichten von den gelegentlichen unbestreitbaren Erfolgen der Engländer, die ja viel geringer an Zahl waren als ihre Niederlagen, sämtlich nur auf dem gewöhnlichen Drahtwege zur Kenntniß der Menschheit außerhalb des südafrika-

nischen Kriegsschauplatzes gelangten: so die Befangennahme Cronjes und seiner tapferen Streiter, so die Entsetzung von Ladysmith, von Maseking und von Kimberley. Mit diesen untergeordneten Leistungen der Telegraphie habe ich mich natürlich nicht beschäftigt, denn dabei war nichts zu lernen. Nun aber erklären Sie mir einmal, auf welchem geheimnißvollen Wege all die Nachrichten vom südafrikanischen Kriegsschauplatz nach Europa gelangt sein mögen, mit denen die ganze europäische und außereuropäische Presse zweieunddreißig Monate lang ihre Feldzugspalten gefüllt hat! Täglich kamen aus Afrika Nachrichten vom selben Tage oder vom Tage vorher, also doch nur auf telegraphischem Wege, die ganz andere Dinge zu melden wußten als das gemeine Kabel."

Ich wagte den Redestrom meines Freundes durch die Bemerkung zu unterbrechen: „Jene anderen Nachrichten waren aber ausnahmslos falsch.“ Da kam ich aber schön an. Erregt entgegnete er mir: „Das liegt nur an der Neuheit der Sache! Bedenken Sie doch, daß es sich offenbar um ein ganz neues, und Telegraphietechnikern noch vollkommen unbekanntes Verfahren der Nachrichtenübermittlung handelt; daß im Anfang eine solche unwälzende Erfindung nicht gleich das Höchste leisten kann, daß sie nicht lauter wahre Nachrichten übermittelt, ja, daß sie sogar ausschließlich falsche Nachrichten in die Ferne sendet: ist Das so wunderbar? Warten Sie nur ab, welchen Aufschwung diese grandiose Erfindung mit der Zeit nehmen wird! Warten Sie den nächsten Krieg ab und Sie werden Ihr blaues Wunder erleben! Wissen Sie denn überhaupt, ob die Nachrichten, von denen ich spreche, durch die alte langweilige Telegraphie zu uns gekommen sind? Sind Sie sicher, daß es sich nicht um Telepathie oder gar um extraplanetare Teleheliographie handelt?"

Mir schwinbelte. Ich verstand kaum die Bedeutung der Wörter, geschweige denn, was für geheime Fernwirkungen im Nachrichtenwesen hinter den Wörtern verborgen sein mochten. Schüchtern fragte ich meinen Freund, welche Nachrichten er denn meine. „Das fragen Sie mich noch? Denken Sie doch an die vielen telepathischen oder sonstwie ‚Tele‘-Nachrichten, die im November und Dezember 1899 aus Südafrika nach Brüssel — immer nach Brüssel! — meldeten, daß Ladysmith von den Buren bestimmt eingenommen sei. Die Nachrichten waren jedesmal falsch. Aber was folgt daraus? Man erfindet doch solche Nachrichten nicht.“ Ich räusperte mich, wurde aber nicht verstanden. „Damals begann ich meine Untersuchungen über den Weg, den jene Nachrichten genommen haben können, und ich glaube, ich bin auf der richtigen Spur.“

Der geneigte Leser kann sich meine Spannung bei diesen Worten denken.

„Ich habe dann,“ fuhr mein Freund Techniker fort, „meine Beobachtungen im Einzelnen gemacht und habe festgestellt, daß die — sagen wir einfach ‚Kether‘-Nachrichten vom Kriegsschauplatz nach Brüssel immer entweder dann eintrafen, wenn Lord Roberts oder Lord Kitchener gar nichts zu melden hatten, oder daß das geheimnißvolle Spiel dieser Kether-Telegramme immer einsetzte, sobald amtliche, auf Thatfachen beruhende Meldungen von den englischen Generalen nach London gelangt waren. Irgend eine große Schlacht vermochte die neue Erfindung selbständig nicht zu melden; wohl aber hat sie fertig gebracht, die lächerlich dürftigen Nachrichten der schweigsamen englischen Heerführer über ein großes kriegerisches Ereigniß sofort durch eine Fülle von Einzelangaben zu er-

gängen, die sich zwar niemals nachher bewahrheiteten, deren Eintreffen in Brüssel aber doch als Wunderbare grenzte. So ging es fort bis in die letzten Tage des Mai 1902, als der unfähige Lord Kitchener mit seinem dürftigen altmodischen Kabel nicht das Mindeste über die schwebenden Friedensverhandlungen zu melden wußte, dagegen auf dem geheimnißvollen Aether-Nachrichtenwege über Brüssel die Presse mit ihrem gewohnten Quantum von Meldungen versehen wurde. Alle Nachrichten des geheimnißvollen Telegraphen von Südafrika nach Brüssel oder, allgemeiner gesprochen, von den Buren in Südafrika an die ‚Burenkreise‘ in Brüssel, Rotterdam, Amsterdam u. s. w. waren falsch, wie der Friedensvertrag, der natürlich auf dem gemeinen Drahtwege bekannt wurde, unwiderleglich erwiesen hat. Das thut aber der Bedeutung der neuen Erfindung keinen Eintrag, denn auch Sie als Laie werden doch wissen — denken Sie an die ersten Versuche der Telegraphie —, daß aller Anfang schwer ist und daß nie eine Erfindung vollendet aus den Händen des Erfinders hervorgeht.“

„Und Ihre Erklärung des erstaunlichsten Räthsels neuerer Technik?“

„Es giebt zwei Möglichkeiten“, entgegnete mein Freund. „Zunächst habe ich natürlich an die drahtlose Telegraphie gedacht. Die Buren sind Nordsterke; warum sollen sie nicht, wie in der Kriegsführung, so auch in der Technik des Nachrichtenwesens, das ja auch zur Kriegskunst gehört, Dinge fertig gebracht haben, von denen sich der Verstand der Junstgelehrten auf dem Gebiete der Telegraphie nichts träumen läßt? Sie werden mir zugestehen, daß die ganze Schwierigkeit der drahtlosen Telegraphie bis jetzt doch nur eine Frage der Entfernungen ist. Marconi behauptet, er könne auf dreitausend Seemeilen sprechen; warum sollten die Buren nicht auf sechstausend Meilen mit Brüssel oder mit den anderen Mittelpunkten der ‚Burenkreise‘ gesprochen haben? Wir werden ja demnächst von den Buren selbst hören, ob sie sich der drahtlosen Telegraphie bedient haben. Ich selbst glaube es nicht; schon deshalb nicht, weil sie doch fürchten mußten, daß die Engländer solche Depeschen auffingen, was ja bei der drahtlosen Telegraphie nicht ausgeschlossen ist. Nein, ich glaube an ein anderes Verfahren, das ich die extraplanetare Teleheliographie zu nennen vorschlage. Es giebt nichts Einfacheres: man heliographirt nach dem im Augenblick gerade am Wänstigten stehenden Planeten, etwa nach dem Mars, und von dem Planeten wird auf heliographischem Wege das Heliogramm weiter gegeben. Sie machen ein erstauntes Gesicht, aber darauf war ich gefaßt. Die einzige Schwierigkeit bei diesem Verfahren ist höchstens die Frage der Umschaltung auf dem benutzten Planeten; doch sie ist eine untergeordnete Frage. Halten wir fest, daß von Südafrika fast täglich Depeschen irgend welcher Art von den Buren an die ‚Burenkreise‘ gelangt sind, so bleibt wirklich nichts Anderes übrig als die extraplanetare Teleheliographie.“

Ich bin durch und durch Laie in Fragen der Telegraphie und erlaube mir deshalb keinerlei Urtheil über die Tragweite der Entdeckung meines Freundes; berufener Männer mögen sich darüber äußern. Die Thatsache aber, daß während des Burenkrieges telegraphische Nachrichten täglich auf anderem Wege als durch die englischen Kabel nach Brüssel gelangt sein müssen, steht über allen Zweifel fest; nun mögen die Männer der Wissenschaft und der Technik das Geheimniß ergründen und es der ganzen Menschheit zugänglich machen.

Eduard Engel.



Jungfrau Orthmann.

Da stand nun David Degenhardt, der Pfarrer von Rosbach, auf der kleinen Anhöhe vor dem Dorf, holte tief Athem und wischte sich den Schweiß mit seinem rottheideuen Taschentuch ab. Die schwarzseidene Mütze mit dem großen Schild hielt er in der Hand; ach ja, — die Frühlingsluft hatte ihn müde gemacht. Sie war zu stark. All der Duft von den blühenden Bäumen am Wegrand und den wilden blauen Hyazinthen im Chausseeegraben, dazu dieses Flöten und Locken in den Zweigen und die langgezogenen Töne, die die Staare erklingen ließen . . . Wahrhaftig: der Hink sang schon seinen Bräutigamschlag und das Dindelschellen, das bunte Gefellschen, war auch schon da, — ach ja!

Da drüben am Horizont, fern und doch so scharf in der hellen Frühlingsluft abgezeichnet, die schöngeschwungene Gebirgslinie. Das von der Venggestalt der Natur kam ihm in den Sinn, die „wundervoll“ ist, wie der alte Johann Peter Hebel meinte, und er nickte dazu und schob seine kurze Pfeife in den Mundwinkel. Dann ging er weiter mit kleinen, emsigen Schritten. Mit einem Mal blieb er stehen, denn der Fußweg war mit einer Reihe von blauen Basaltsteinen verlegt. Das hatten die Wegwarte gethan, damit die Fuhrleute mitten auf dem Weg fahren sollten, da, wo der Stein Schlag aufgeschüttet war. Er lächelte ein Wenig. Ob sich wohl die Fuhrleute, die Luderer, daran lehren? Die nicht! Nicht, wenn sie nüchtern sind, und betrunken erst gar nicht. Dann nimmt der Gaul die Führung; und der weicht dem Stein Schlag allemal aus. Wer kehrt sich denn überhaupt an Schranken und Geseze? Ja, wer?

Er, David Degenhardt, hatte es gethan! Er rekte seine alte, eingesunkene Gestalt, so gut es ging, in die Höhe. Aber gleich mußte er husten. Das war ein ganz unbarbarischer Krampfhusten, der rüttelte und schüttelte ihn so, daß er sich an einen Kirschbaum anlehnen mußte.

„Ach . . . die alte Brust!“

Ja, er war ganz schwach auf der Brust. Schwach vor lauter Stärke. So ein moralisches Leben macht müde, so ein Leben voll Entfagung, wie ers geführt hatte. Aber was hülfte es dem Menschen, wenn er . . . ja, und nähme Schaden an seiner Seele.

Run war der Hustenanfall vorbei. Er schnaubte sich umständlich und ging weiter. Die kurze Pfeife steckte jetzt in der Seitentasche seines Rockes; die Lust am Rauchen war ihm vergangen.

Was war er denn nur für ein Schwachmatikus mit seinen zweiundsechzig Jahren! Der Niederbörser war ein ganz anderer Kerl. Mit Sechsfünfzig hatte er die dritte Frau genommen. Und was für eine! Blonde Seitenlocken hatte sie, ganz nach der neusten Mode. Und der Niederbörser hatte ihm gesagt: „Derr Bruder, eben darum, weil die beiden verbliebenen Eheliebsten mich so beglückten, nahm ich die dritte; und ich versichere: jede brachte mir ein neues, unbekanntes Glück!“ Er seufzte. So ein Glück! Hatte er es nicht auch einmal so gut haben wollen wie andere Leute? Ach ja, gewollt hatte ers, aber es war ihm schlecht bekommen.

Als er vor dem Dorfeingang angelangt war, blieb er einen Augenblick stehen und schaute zurück. Die Landstraße, auf der er gegangen war, sah aus

wie ein schmurgerader blauer Strich. An ihrem Ende lag wie in einem grünen Rahmen die Kirche seines Dorfes. Seine Kirche. Er legte die Hand noch vor den Rüppenschild, um besser sehen zu können. Ein glückliches Wackeln flog über sein altes Gesicht. Denn er sah mit seiner Seele durch die grauen Mauern hindurch. Heute lag die violette Decke auf dem Altar, die mit den Silberfransen, und am Donnerstag, am Himmelfahrtstag, da würde er die rothe mit den goldenen Borten herausgeben . . . Himmelfahrt . . . Der alte Pfarrer hatte jedesmal Mühe, an diesem Tag die gehörige Fröhlichkeit herauszubringen; es haftete ihm immer eine stille Wehmuth an. Das hatte seinen Grund.

Allgemach war er am Ziel seiner Wanderung angelangt. Er stand auf der Hofreite eines stattlichen Bauernhofes und begrüßte Frau Hulda Schwerdt, die gerade mit den Futtereimern in der Hand aus dem Kuhstall kam, die Röcke hoch aufgeschürzt.

„Jesses, da sind Se ja! Ich sagte zur Jungfer Friederike, Sie kommt nicht, Sie hat gerade jetzt zu vilte Arweed. Na wird se vergniegd sinn, — nee, so was!“ Und stink, mit sichtbarer Freude stellte sie die Eimer am Brunnen trog nieder und nöthigte den Alten in die Stube. Auf dem Sofa mußte er Platz nehmen und sie schüttete die weichen Federkissen noch extra auf, schob den Tisch, der mitten im Zimmer stand, heran, rumorte dann in der Ofenröhre herum, wo immer ein Topf mit Kaffee stand, nahm die Goldtassen aus dem Schrank, holte Zucker, den sie umständlich mit einer Zange zerkleinerte, und gab immer wieder ihrer Freude Ausdruck, daß er da sei.

„Derr Parre,“ sagte sie dann — sie hatte sich ihm gegenüber gesetzt und stemmte die Ellbogen auf den weißgefeuertten Tisch — „Derr Parre, che Se newer gehn, geben Se mir einen Rathschlag.“

David Degenhardt sagte: „Gern.“ Mein Gott: er hatte nun bald vierzig lange Jahre den Leuten gute Rathschläge geben müssen, vierzig Jahre lang, denn er stand in dem Geruch besonderer Heiligkeit und besonderer Weisheit.

„Soll ich wedder frigen?“

„So bald schon?“ David schüttelte mißbilligend den Kopf und dachte an den Niederbörfer, der den Leuten ein so schlechtes Beispiel gab. „Wie lange ist denn der Willem tot?“

„Schonst eindreiviertel Jahr“, sagte Frau Hulda und wischte gewohnheitsmäßig mit dem Schürzenzipfel über die Augen.

„Wer ist's denn?“

„Berthold, der Broktnecht.“

Eine Pause trat ein. David schaute in seine Kaffeeasse und Frau Hulda in den Spiegel über dem Sofa. Und je mehr sie hineinsah, desto röther wurde sie; denn es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie eine sehr dumme Frage gestellt hatte und daß David Degenhardt mit einem Mal Alles klar durchschaute, — Alles! Warum fragte sie auch gerade Den, den unheimlich klugen Mann! Der sah ja durch Wände. Sicherlich sah er es, wie Berthold letzte Nacht . . .

Warum schwieg denn der Alte so lange?

Jetzt hob er den Kopf und seine grauen, erregten Augen ruhten fest auf ihrem Gesicht.

„Hulda Schwerdt, Ihr könnt ja gar nicht mehr zurück; warum fragt Ihr denn?“

Da stand Frau Hulda auf und trat ans Fenster. Sie kehrte dem Alten den Rücken und hatte nicht den Muth, ihn anzusehen.

Auf dem Hof war es ganz still. Nur die Hühner scharrten emsig im Mist und die Tauben ruckten und gluckten auf dem Dachfirst. Und ganz unheimlich still wars in der Stube; nur der alte Zeiger an der Wand tickte einschrämig und unaufhaltsam ein mahnendes Lied von dem rastlosen Schreiten der Zeit.

„Nun meldet mich bei Jungfrau Friederike.“ Da kam Frau Hulda auf den Alten zu. Sie stützte die Hand auf die Kante des Sofas und sagte: „Herr Parre, daß ich Sie anführen wollt', war nich scheene; das Andere, Herr Parre: der Berthold meinte, wenn er übern Kirchthurn hätt' klettern sollen, auf einer Seit ruffet un uff der annern runner, he wär bie mich kommen. Herr, so völe Lieb . . . Ree, der Wunsch alleine is nichst!“

Dann ging sie hinaus.

David wischte sich wieder den Schweiß ab. Immer das Selbe auf dieser Welt, immer das Selbe. Und konnte denn Keiner entsagen! Nur er allein hatte es gekonnt. Ihm . . . Hatte es ihm was eingebracht? Heil und Segen? O ja, Lob und Ehre und den Ruhm der Tugend und Weisheit! Er war noch keines Weibes Mann gewesen, keusch und züchtig wärde er ins Himmelreich eingehen. Fast wär' er einmal gestrauchelt; beinahe. Einmal hatte er auch vor einer Thür gestanden. Gott sei Dank: er hatte der Versuchung widerstanden. Und heute warf er sich doppelt froh in die Brust. Die, um die er fast gestrauchelt war, wollte heute mit ihm beten. Beten, denn sie fühlte ihr Ende nah. Sie wollte sterben. „Kommt reuwer, Herr Parre, se is in Bereitschaft,“ sagte Frau Hulda, als sie wieder ins Zimmer trat.

Nun überschritt er die Schwelle zu Friederikens Zimmer. Vor dreißig Jahren hatte er sie zuletzt gesehen. Damals war sie ein schönes Mädchen im weißen Kleid; blaue Bänder zierten es, ein Kranz von blauen Blumen lag in ihrem lockigen Haar und ihre Augen strahlten in großer Lust. Und heute? Eine muffige, verbrauchte Lust schlug ihm entgegen; es war ein widriges Gemisch von Baldrian, Melissenthee und ungelästeten Betten. In dem großen Himmelbett lag eine alte, häßliche Frau; er schauderte, als er näher trat. Das war Friederike Orthmann? Mit matter Stimme fragte sie: „David, bist Du gekommen? Nicht nur vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, auch vor mir ist's nun, als wärde das Damals ein Gestern und heute die frohe Erfüllung aller Erwartung!“

„Se rebet manchedemoh irre, Herr Parre“, sagte Hulda leise.

Friederike wollte sich aufrichten, doch schmerzhaft verzog sich ihr altes Gesicht und sie sank in die Kissen zurück. Lastend griffen ihre mageren Hände in die Luft.

David Degenhardt stand Sekunden lang starr und sprachlos da. Das also war aus dem schönen, lebenslustigen Mädchen geworden. Das war Friederike Orthmann, die Pfarrerstockter von Frohnhausen! Diese halb erloschenen Augen hatten einst wie Lichter gesunkelt und dies graue Haar, das in spärlichen Strähnen aus der häßlichen Mühe hervorquoll, hatte sich in goldenen Locken um ein neidliches Gesicht geschmiegt, das ihm „wundervoll“ erschienen war wie die Venggestalt der Natur, wenn der Schleiborn blüht und die Amsel schlägt.

Draußen rief eine kräftvolle, frische Stimme: „Frau Hulda! Wo is je denn?“ Und Frau Hulda ging; die Stimme hörte sie gern.

Da waren sie nun allein, die Beiden, die die Gründe der Moral höher gestellt hatten als die der Natur.

David Degenhardt mußte all sein Christenthum zusammennehmen, als er sich auf den Stuhl neben das Bett setzte und sein kleines Neues Testament aus der Tasche zog, um einen Psalm mit Friederike Orthmann zu lesen; denn dazu war er hergekommen.

Es war ganz still in der kleinen Stube; nur die Blätter des Psalm-buches knisterten beim Umschlagen. Es dauerte auch so lange, bis er den rechten Psalm fand; und am Fußende des Bettes schnurrte und blinzelte die große schwarze Kage und Friederike Orthmann röchelte und raschelte, wenn sie athmete. Sie fingerte ungeduldig und ängstlich auf der Bettdecke umher und suchte mit ihren halbblinden Augen nach dem Freund ihrer Jugend, der, wie von einem bannenden Grauen gehalten, dasaß und auf sein kleines, zerlesenes Testament sah.

„Rieke“, begann er, „Friederike, wir wollen beten: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet . . .“

Da richtete sich Rieke Orthmann mit einem Ruck auf. Sie riß die Nachtmütze ab, fuhr sich angstvoll durch das wirre, graue Haar und rief laut: „Hör' auf, David, ich will nicht den Trost in Sterbensgefahr, ich will ihn nicht, hörst Du! Was soll Das? Ich sah niemals im Leben unter dem Schirm des Höchsten, auch nicht in seinem Schatten!“

„Rieke, Rieke“, sagte David besänftigend und faßte nach ihrer Hand; „sei doch still zu Gott und höre auf sein Wort: Meine Zuversicht und mein Gott, mein Gott, auf den ich hoffe . . .“

Ein irres Lächeln flog über die Hügel der Alten; sie schüttelte den Kopf, aber David fuhr fort, mit eindringlicher, weicher Stimme: „Er wird Dich mit Pittigen decken und Deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln. Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, daß Du nicht erschrecken müßest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen . . .“

Da schlug sie ihm das Buch aus der Hand mit ihren dürrten Fingern und klammerte sich an ihn. „Hör auf!“ schrie sie laut, „hör auf! Das Alles ist Heuschreck! Ich wollte nicht mit Dir beten! Ich wollte Dich noch einmal sehen und Dir sagen, daß das Grauen meiner Nächte und das Elend meiner Tage grenzenlos war und daß ich schlechte Gedanken hatte jahraus, jahrein. Ich bin voll Reid, voll Mißgunst an jedem Glück vorbeigegangen! So viel ungenossene Luft gab es für mich; und soll doch so lustlich sein, das Leben! Und weißt Du“, stüsterte sie leise, „warum Du damals nicht kamst, weißt Du, warum? Du warst feig, Du rebetest Dir ein, es dürfe nicht sein, wir müßten das Opfer bringen, weil Dein Vater meine Mutter, die das Weib eines Anderen war, mit sündhafter Liebe angesehen hatte. Hats nun was genügt? Reinst Du, Du bekommst nun einen Extraplatz im Himmel? Aber ich? Ich, Jungfrau Orthmann, — oh, was bin ich so elend, so arm gewesen, keinem ein Segen; und fluchen will ich Dir, dem Feigling, der nicht muthvoll mich nahm, mich mit Seel' und Leib!“

Nun sank sie müde in die Kissen, glanzlos starrte sie auf die Kage, die

mit grünlich funkelnden Augen den Mann anglotzte, der so fremd da am Bett saß, so fremd, und nichts empfand als Gram, Reue und Ekel. Und die Kape machte einen Buckel, sprang vom Bett und legte sich aufs Fensterbrett in die Frühlingssonne und blinzelte behaglich.

David wollte noch einmal zu trösten versuchen. Er griff nach Nieves Händen und begann: „Fluche nicht; es konnte ja nicht sein!“

„Warum?“ stieß sie hervor, „warum?“ Und dann flüsterte sie leise, kaum verständlich vor sich hin:

„Ach Buhle, liebster Buhle mein,
Wie lieb ich Dich so gerne ein
In meine stille Kammer.
Das Mondlicht leuchtet, komm herein,
Geschwind, es merkt's wohl Keiner!“

David faltete die Hände. Ein Grauen kam ihn an; er saß da, starr und still, und fühlte, wie die Arbeit eines langen Lebens zusammensiel in nichts und wie Alles, was er an Werken der Liebe und Barmherzigkeit gethan, zerkrümelte und zermürbte unter dieser furchtbaren Schuldlast, die unbarmherzig vor ihm aufstieg, riesengroß... Die Schuld an dieser Jungfrau. Dieses verwilderte Brachfeld da, dieser Acker, der nicht Frucht trug, dieses Leben ohne Sonne, dieses Halbe, dies Verdorrene... Und er bog sich über die Alte, Welke und küßte in überwallender Verzweiflung den zuckenden, verschmachtenden Mund. Da ging ein krampfhaftes Zittern durch ihre mageren alten Glieder, der Kopf fiel zurück; sie war tot.

Und David dachte daran, daß wir Kinder des Zornes sind, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er bückte sich nach seinem Testament; da lag es auf der Diele. Nach alter Gewohnheit schlug er es auf, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen, in denen Thränen standen, — Thränen um ein verwüstetes Leben.

Frau Hulda öffnete leise die Thür. Er stand noch immer am Bett, ohne sich zu rühren. Mit hochrothem Kopf trat sie heran, entsezt schrie sie auf: „Se is all tot!“ Sie riß die Thür auf. Berthold kam herein. Er nahm seine Mütze ab. Hulda sah ihn ängstlich an.

Da sah der Alte auf aus seinen zerflatterten Gedanken und sagte, was er immer sagte, wenn er von einem Toten schied, dem er die letzte Weggehrung gegeben: „Der Herr segne ihre unsterbliche Seele!“

Berthold aber, der alle Gebräuche kannte und wußte, was man thut, wenn Einer starb, drückte der Alten die Augen zu und band ihr ein Tuch um die zahnlosen Kiefern. Dann traten die Drei hinaus auf die Diele.

David Degenhardt wollte nicht noch einmal in die andere Stube eintreten; er ging heim. Er mußte eine Himmelfahrtspredigt machen und die rothe Altardecke mit den goldenen Franzen und dem goldenen Kreuz aufdecken lassen.

Votte Gubalke.



Selbstanzeigen.

Für den Zweikampf. Hermann Walther, Berlin. 2 Mark.

Gegenüber dem endlosen Gerede, das sich neuerdings wieder aus Anlaß zweier besonderen Fälle gegen den Zweikampf nicht nur auf der Bierbank, sondern auch in der Presse und in öffentlichen Versammlungen vernehmen läßt und sogar wiederholt in den Reichstag verschleppt wurde, schien es mir an der Zeit, endlich einmal auch die andere Seite zu kräftigem Wort kommen zu lassen. Zwar kämpfen die Gegner nicht mit Gründen der Logik, sondern eigentlich nur mit Schimpfworten, da sie den Zweikampf nicht als ein tiefes Problem anerkennen, sondern als eine veraltete Einrichtung behandeln, die von Gesetz und Sitte, Vernunft und Religion längst abgethan sei; trotzdem muß unsere schweigende Zurückhaltung aufgegeben werden, weil sie nur als Schwäche ausgelegt wird. Ich habe das Problem vor jeden der genannten Richterstühle gezogen und, wie ich hoffe, gezeigt, daß all diese Angriffe ungerechtfertigt sind. Neu dürfte der Verzicht auf eine beschränkte Satisfaktionsfähigkeit und die Anerkennung der allgemeinen — nur durch die Voraussetzung der Unbescholtenheit eingeschränkten — Zweikampffähigkeit sein.

Rdnigsberg i./Pr.

Kurt Graefet.

Ein Liebeslied und andere Gedichte. Karl Hendell & Co., Zürich.

Im fremden Land.

Ich bin ein Fährer, der in tiefer Nacht
Durch dunkle Wasser seine Ruder leitet.
Von räthselvollen Sternen überdacht,
Späh' ich ins Land, das schon vorübergeleitet.
Mir ist so wirt, so seltsam fremd zu Muth,
Die Ferne geistert stumm und traumberkoren,
Scheinnußtrunken raunt die dunkle Fluth
Von irren Mädchen, die die Nacht geboren.
Seltsame Schatten fliehn im Ufertraut,
Fremdsahle Lichter kommen und verschwelen
Und manchmal wird ein mildes Wispern laut
So wie der Klageruf verirrter Seelen.
Nicht aber saht ein jähes Bangen an.
Es ist, als ob mir Geisteraugen winken.
Wer bin ich? — Wer? — Wohin geht meine Bahn? . . .
Und schauernd laß ich meine Ruder sinken.

Tübingen.

Philipp Wittkop.

Das Kunsttheater. Zeitschrift für künstlerische Kultur. Herausgegeben von Mea Reichard und Ferdinand Max Kurth.

Dem strenggläubigen Schriftgelehrten kann nicht entgehen, daß die Bezeichnung „Kunsttheater“ eigentlich eine Tautologie ist. Wir haben den Aus-

druck dennoch gewählt, um damit hervorzuheben, daß wir der veredelnden Kunst-
richtung im Theater das Wort reden. Daß der Inhalt unseres ersten Heftes
nicht auf der Höhe der Ausstattung und gewiß nicht auf der unseres Willens
stand, ist uns bewußt; dornenvoll ist die Bahn des Pfadfinders. Auch kennen
wir die Schwierigkeiten des Unterfangens, an die Stelle des Getadelten Besseres,
Interessanteres zu setzen. Wie jedes Volk die Juden hat, die es verdient, hat
es auch, wenn man so sagen darf, in gewissem Sinn die Dichter, die es sich
heranzieht. Wir hoffen, daß bei uns in deutschen Landen noch wirkliche Dichter
zu finden sind, die modern, dem Geist der Zeit entsprechend, zugleich der Seh-
sucht unserer Seele nach Edlem, Wahrem und Schönheit Genüge leisten. Werke
dieser Bedeutung hoffen wir zu finden und unsere Leser damit bekannt zu machen.

Rea Reichard.



Das Buch der Tage und Träume. Hermann Seemann Nachfolger.

Zwei Proben:

Du.

Wie aus tiefen Wäldern bist Du,
wo keine schweren Menschen gehn.
Wie in der Waldquelle
seh ich mich rein und wahr in Dir.
Ich bin ein heißer, unzufriedener Mensch
mit einem herrischen Kinderherzen.
Thau hängt in meinen Haaren aus den Nächten der Sehnsucht.
Meine Hände zittern nach Glück.
Und meine Seele kann fliegen
hoch über den Tagen.
Ich seh' ihr nach und staune,
lächle und weine.
Manchmal aber bin ich wie ein König . . .
Und Alles ist Dein.
Dein ward es ohne Schenken.
Du kamst und es war Dein.
Ich bin so sicher, Dein zu sein mit Allem.

Herbst.

In jenes Baumes stummer, nackter Trauer
und im geblickten Grau der hohen Ferne
erkenn' ich Sterbens milde Abend-Anmuth,
die große Süßigkeit erharterter Lese.

Mein junges Leben dankt mit Gruß und Ehrfurcht
für das behende Steigen seiner Säfte
und ehrt im Sterben ringsumher das Werden,
das tausendfach aus dunkeln Kammeru athmet.



Sanden-Vertheidiger.

Was endlos schien, ist nun doch zu einem Ende gekommen: der Prozeß gegen Sanden und Genossen. Er ist beinahe sogar schon vergessen. Nur die Herren Reorganisatoren der Deutschen Grundschulbank werden ihn noch lange im Gedächtniß behalten; sie haben während der acht Wochen Blut und Wasser geschwitzt. Aber sie hatten Glück: ihre eigenartige Methode, einen zusammengefügten Bau wiederaufzurichten, wurde nicht erdtrert; und was die Vertheidiger der Angeklagten in den Plaidoyers sagten, ließ sie kalt. Nachdem Herr Dernburg, der Bankdirektoren geschicktester, das Kreuzfeuer der Vertheidiger so gut überstanden hatte, war die Gefahr für sie vorüber. Die Art der Reorganisation bot der Vertheidigung die willkommene Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die von den Angeklagten angerichtete Verwüstung doch nicht so groß sein könne, wie der Staatsanwalt sie tagirt hatte. Die Kurssteigerung, die den Aktien der Neuen Bodengesellschaft bestritten war, zeigte, daß die Abstriche der Reorganisatoren recht kräftig ausgefallen sind. Freilich haben die Vertheidiger sich sehr leicht über die Thatsache hinweggesetzt, daß auch eine geringere Mehrbewerthung des Bodens bei dem jetzigen kleinen Kapital der Gesellschaften schneller merkbar werden muß als bei den früheren Kapitalien. Doch solche Einseitigkeit ist das gute Recht der Vertheidigung. Sein gerade sehr einleuchtender Milderungsgrund ist es aber, wenn sich herausstellt, daß Jemand, der beschuldigt ist, tausend Mark gestohlen zu haben, in Wirklichkeit eine um eine Mark kleinere Summe entwendet hat.

Ueber die Schuldfrage brauche ich heute nicht mehr zu reden. Das Gericht hat gesprochen; und deutsche Leser sind seit anderthalb Jahren mit der Sanden-Sensation so überreichlich gefüttert worden, daß der Durchschnittsbürger sich beinahe schon einbilden kann, zum Hypotheken-Sachverständigen geworden zu sein. Man könnte daran denken, die Moral des Prozeßes jetzt, nach dem Abschluß, noch einmal zu beleuchten. Doch wozu? Die schlimmen Erfahrungen der letzten Krankheitsperiode werden die Welt so wenig wie frühere ändern, und wenn wir wieder einmal auf dem Gipfelpunkt einer Hochkonjunktur angelangt sind, werden die deutschen Kapitalisten auf die selben Mandover hineinfallen, deren Opfer sie diesmal geworden sind. Löhnender scheint mir der Versuch, die im Lauf des Prozeßes geprägte Moral in helleres Licht zu rücken. Die Moralisten der Verhandlung waren nicht, wie es in Prozeßen gegen allzu kühne Schriftsteller üblich ist, die Herren Staatsanwälte, sondern die Herren Vertheidiger. Sie beschränkten sich nicht darauf, die Schuld ihrer Klienten zu bestreiten oder als nicht genügend erwiesen hinzustellen, sondern sie verlangten vom Gericht eine Ehrenerklärung für ihre Mandanten. Den höchsten Punkt dieser Advokatenaktik erreichte einer der Anwälte, als er rief, „es müsse für das Gericht eine schöne Aufgabe sein, den Kommerzienrath Eduard Schmidt zu rehabilitiren.“ Und ein anderer Vertheidiger — ich weiß nicht, ob es Herr Kleinholz oder Herr Sello war — sagte von seinem Mandanten: „Kommt das Gericht zu einem Schuldspruch, so beugt er sich der Justiz, aber er bleibt ein Ehrenmann.“ Sind nach solcher Beweisaufnahme solche Töne wohl je schon vernommen worden?

Der einzige Vertheidiger, der diese Wege nicht wandeln wollte, war der Justizrath Bronker. Er stellte Buchmüller als eine subalterne Natur hin, die

den Chef, Herrn Eduard Sanden, in Jahre langer Gewöhnung verehren gelehrt hatte und blind als unumschränkter Herr und Meister anerkannte. Diese Auffassung habe ich hier immer vertreten und halte sie, da ich Buchmüllers Fähigkeiten aus langjähriger Erfahrung kenne, auch heute noch für richtig. Das selbe Argument war in den meisten Anklagepunkten auch zur Verteidigung der Herren Otto Sanden und Haenschke zu gebrauchen. Und wenn die Verteidiger des Herrn Eduard Schmidt, Hofbankiers, Kommerzienrathes, Generalkonsuls und Ritters hoher Orden, das Bedürfnis empfanden, ihren Klienten zum ausgemachten Dummkopf zu stempeln, so war auch dagegen nichts einzuwenden. Dummheit ist immer ein entschuldigendes Moment; und ein sehr bequemes, wenn die Alternative heißt: Verbrecher oder Idiot. Daß die Verteidiger mit dieser Charakteristik eines einst einflussreichen Mannes zugleich, wohl wider Willen, die in Preußen am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts herrschenden Gesellschaftszustände recht seltsam beleuchtet haben, kann allen Sozialkritikern nur recht sein. Auch der Gerichtshof hat übrigens ja angenommen, alle Angeklagten seien mehr oder weniger Werkzeuge in den Händen Eduards Sanden gewesen. Eduard Sanden selbst war schon schwerer zu verteidigen. Für einen dummen Kerl konnte man ihn nicht ausgeben. Der Leiter dieses ganzen Kunstbaues, der erforene Sachverständige in Angelegenheiten der Hypothekengeschgebung galt nun einmal als patentirter Schlaupf. Hier mußten die Verteidiger schon mit stärkeren Mitteln arbeiten. Ein alter Juristengrundsatz nennt jedes Mittel erlaubt, wenns um Kopf und Kragen geht. Da aber nur Gefängniß, nicht Zuchthaus beantragt war, durften die Advokaten am Ende doch etwas wählerischer in ihren Mitteln sein. Sie umstrahlten Eduard Sanden ja förmlich mit einem Glorienschein. Als sorglicher Familienvater, als rastlos fleißiger, sogar über-eifriger Geschäftsmann ward er den Richtern vorgeführt. Erstens aber findet man selbst bei Raubmördern nicht selten ein starkes Familiengefühl; und zweitens war Sanden ja nicht beschuldigt, die Hausvaterpflicht vernachlässigt zu haben. Und was bedeutet der vielgerühmte Fleiß des Angeklagten? Ein advokatorisch besser geschulter Staatsanwalt konnte diesen Fleiß leicht als belastendes Moment verwerthen. Mir wenigstens ist sehr zweifelhaft, ob solcher Fleiß, der sich nicht einmal abends Ruhe gönnt, zur regulären Führung einer Hypothekenbank nöthig ist. Unerlässlich aber ist er Dem, der auf Jahre hinaus Bilanzberechnungen vorbereiten muß. Allerdings konnten sich die Verteidiger bei dieser Verleihung eines Heiligenscheines auf die Thatfache stützen, daß auch Leute, die nicht Advokaten sind, Herrn Sanden noch immer für einen Ehrenmann halten. Der Pastor De La Roche, dem der „geistliche Zug“ im Hause Sanden gefiel, erklärte ausdrücklich, er halte auch heute noch Herrn Sanden keiner unehrenhaften Handlung für fähig. Und noch zur vorigen Weihnacht soll, wie mir erzählt wird, eine sehr hohe Persönlichkeit an Herrn Sanden ins Untersuchungsgefängniß einen sehr ehrenvollen Brief geschrieben haben.

So sieht der erste Theil der Verteidigermoral aus. Der zweite ist ernster zu nehmen; denn da handelt sich um die Pflicht der Presse. Wenn die Verteidiger Recht hätten, wäre eigentlich die Frankfurter Zeitung die einzig Schuldige und ihr verantwortlicher Redakteur hätte, statt der Sanden und Genossen, auf die Anklagebank gehört. Denn angeblich wäre es der Preussischen Hypotheken-

bank ja gelungen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenn die Frankfurterin nicht immer wieder Pärn geschlagen hätte. Gewiß lagen in der Preussischen Hypothekbank noch entwicklungsfähige Werthe und bei ordentlicher Geschäftsführung wäre vielleicht — aber auch nur vielleicht — eine Befundung möglich gewesen. Doch die Preussische Hypothekbank ist schon seit den achtziger Jahren invalid; und thatsächlich festgesetzt ist, daß Eduard Sanden die Defekte seines Institutes kannte. Ist er nun beiseiden die Wege gewandelt, die zur Befundung führen konnten, oder hat er nicht vielmehr in größenwahnsinnigem Uebermuth zu altem Unrecht neues gefügt? Am einunddreißigsten Dezember 1900 traf das Unglück die Besitzer von Pfandbriefen im Werth einer halben Milliarde. Konnte in drei Jahren nicht die Milliarde voll und das Unglück noch größer sein? Nur Thoren glauben, die Presse könne durch ihr Schweigen schlimme Dinge wieder gut machen. Freilich: so, wie die Verteidiger in Moabit sprachen, denken Viele; namentlich von Händlern hört man oft: Die Presse stört ja nur das Geschäft. Nur unter diesem Gesichtspunkt wird die sogenannte Grobmacht in diesen Kreisen betrachtet. Der Journalist wird nun einmal ungeen gesehen; den bestechlichen verachtet, den unbestechlichen haßt man. Für die sittliche Pflicht des Journalisten, auf Uebelstände, die er sieht, freimüthig und rücksichtslos hinzuweisen, ist bei uns noch wenig Verständniß zu finden. Was aber dem Unverstande des großen Haufens hingehen mag, ist darum noch lange nicht den Rechtsanwälten in foro erlaubt; sie dürfen nicht nachschwämen, was Thorheit oder Leichtsinns vorgeschwätzt hat. Und insbesondere Herr Justizrath Mundel, das „freisinnige“ Mitglied des Reichstages und des Landtages, hatte alle Veranlassung, die Pflicht der Presse anders zu beurtheilen. Wenn freilich in solchen Fällen nur Der kritischen darf, der selbst Geld verloren hat, so wäre der Herr Justizrath diesmal der berufenste Kritiker der Ankläger gewesen; denn auch er hat Lantienem und Honorare aus dem träben Vorn des Preußenklängels geschöpft und sie in Folge des angeblich durch Prehangriffe bewirkten Zusammenbruches eingebüßt.

Aber die Herren fordern ja natürlich nicht, daß die Presse schweige. Gott bewahre: nur öffentlich soll nicht geredet werden. Die Journalisten mußten, so fordern naiv die Verteidiger, sich an die Aufsichtsbehörde wenden. Wunder schön. Gerade die Aufsichtsbehörde aber ist im Prozeß Sanden doch schlecht genug weggekommen. Sie hat alle Schäden gekannt. Die Hausbesitzer haben sie seit Jahren mit Petitionen bestürmt. Voigts Anklageschrift gegen die Hypothekbank ist zu ihrer Kenntniß gelangt. Und sie hat, trotz Alledem, nichts gethan, — obwohl erzählt wurde, Miquel selbst habe Voigt das Material zu seiner Brochure gegeben. Und da sollte eine Zeitung, die schon seit Jahren die Spielhagenbank scharf kritisiert hatte, zu dieser Aufsichtsbehörde Vertrauen haben?

Die Verteidiger haben behauptet, der Presse sei das Anklagematerial von einem entlassenen Bankbeamten geliefert worden. Das hat die Frankfurter Zeitung bestritten; und man muß ihr glauben, daß der p. Schlegel nicht ihr Hintermann war. Dieser Mann hat, wie manchem Anderen, auch mir sein Material angeboten, aber in einer Weise, die jeden anständigen Redakteur zwang, ihm sofort die Thür zu zeigen. Prinzipiell aber liegt die Sache anders. Wird denn wirklich eine Information dadurch minderwerthig, daß sie von einem entlassenen Beamten stammt? Unter Umständen kann es geradezu die Pflicht eines

Beamten sein, Mißstände aufzudecken. Wo man Nachsicht oder ein noch niedrigeres Motiv wittert, wird man solche Information mit äußerster Vorsicht, erst nach sorgsamster Prüfung des Thatbestandes, zu benutzen haben. Erweist sie sich dann aber als richtig, so kann dem Journalisten die Quelle, aus der sie floß, gleichgiltig sein. *A la guerre comme à la guerre.* Im männermordenden Völkerkrieg braucht man Spione; man verachtet sie, aber man braucht sie. Mit dem rachsüchtigen entlassenen Beamten wird sich der Journalist auch nicht auf offener Straße zeigen und sich verbitten, daß er ihn Unter den Linden grüßt. Aber im schweren Kampf gegen die Korruption hat er die Pflicht, auch Das zu prüfen, was ihm aus trüber Quelle zufließt. Und mir scheint: gerade die Herren Anwälte sollten nicht gar so prüde thun; sie sind ja auch nicht immer in der Lage, zur Ermittlung der objektiven Wahrheit nur tadellose Gentlemen zu benutzen. Kommt man ohne solche Subjekte aus: tant mieux! Braucht man sie, dann mag man nachher das Zimmer desinfizieren; eine wahre Nachricht aber wird dadurch nicht unwahr und für das Publikum unwichtig, daß sie eine Weile in einem unsauberen Gefäß aufbewahrt lag. Plutus.



Notizbuch.

Benjamin D'Israeli war, wie der bei geringerm Wuchs in manchem Wesenszug ihm ähnliche Miquel, weder als Feind noch als Kollege bequem. Beide politischen avonturiers kämpften lieber mit dem Stilet als mit dem Schlachtschwert, beide waren zu klug, um irgend eine Schwäche des lieben Nächsten zu übersehen, und nicht klug genug, um ihre boshaften Trachten immer in des Busens umpanzelter Tiefe zu bergen. Ihre Epigramme waren beliebt und gefürchtet. Gladstone ist D'Israelis Wort vom trunkenen Rhetor, der sich am Schall seiner eigenen Kehle beauschte, nie los geworden; und der edle Earl of Beaconsfield muß gegen den größten Demagogen des sterbenden Manchesterliberalismus noch viel Schlimmeres niedergeschrieben haben, da Lord Rowton seinen literarischen Nachlaß nicht herausgeben wollte, so lange Gladstone lebe. Vielleicht hatte das semitische Genie des Earl auch den erwachsenden Salisbury, seinen Schüler, nicht gespart, der vor ihm immer wie vor einem seltsamen Fremdling stand, bewundernd, staunend, doch ohne das leiseste Gefühl einer Wesensverwandtschaft. Bekannt ist nur, daß D'Israeli gesagt hat, Salisbury könne die Zunge nicht zügeln, der Neigung zum Stacheln und Spötteln auch da, wo es nötig wäre, nicht widerstehen. Er hatte Recht; und der Marquis hat selbst noch manches rasche Wort bereut, am Meisten wohl das in der ersten Periode des Burenkrieges gesprochene: „Wir wollen weder Gold noch Land“. Sein Nachfolger ist von anderem Schlag. Arthur James Balfour hat einen kühlen Kopf und sagt selten mehr, als er sagen will. Deutsche Zeitungschreiber haben Wischen darüber gemacht, daß er in Fulham neuklich prophezeite, über ein Kleines werde die Welt die guten Eigenschaften der Briten wieder schäpen lernen. Deutsche Zeitungschreiber rösteten sich, seit die Burenschwärmerei ein einträgliches Geschäft geworden ist, an der Vorstellung, der Engländer sei ein dünn lackirter Barbar, der für die Menschheit eigentlich nichts geleistet, der stets nur

für die eigene Tasche gewirrhastet habe. Jedes klar blickende Auge aber muß sehen, daß Großbritanniens Boden im letzten Halbjahrhundert von allen Ländern die reichste Fülle an starken, überragenden Persönlichkeiten gereift hat, — auf allen Gebieten, in der Politik wie in den Künsten, in den Natur- und in den Kulturwissenschaften. Ein jedem anderen höchst gefährliches Volk, vor dem man sich hüten muß, auch wenn es, namentlich wenn es Geschenke bringt; aber das einzige Volk, das heute wirklich politisch empfindet und dessen nationaler Instinkt nie lange irrt. Balfour hat also nur ausgesprochen, was ist; mehr noch angedeutet als ausgesprochen. Das ist seine Art: er nimmt den Mund nicht gern voll. Wer sich seiner hier veröffentlichten Aufsätze über den Fortschritt, die Freuden des Lebens, über Cobden, den Bimetallismus, das Verhältniß von Naturwissenschaft und Ethik und über andere Themata erinnert, wird diesen meist leisen, nie schrillen Ton noch im Ohr haben. Der hat ihm Freunde gemacht, hat ihn wenigstens vor leidenschaftlicher Anfeindung bewahrt. Allen ist er eine angenehme Gestalt; und Campbell-Bannermann, der Führer der Liberalen, hat den neuen Premier fast eben so herzlich begrüßt wie der ihm befreundete Kolonialminister. Nicht immer ward freilich so. Balfour wurde auch schon einmal von heißem Haß verfolgt. Als er vor fünfzehn Jahren das Amt des Obersekretärs für Irland übernahm — er löste den selben Sir Michael Hicks-Beach ab, der jetzt den ins Schaganat drängenden Schutzdöllnerischen Neigungen der neuen Machthaber weichen zu wollen scheint und dessen irische Verwaltung kläglich geendet hatte —, war er, ein noch nicht Vierzigjähriger, der Menge beinahe unbekannt. Der Neffe des Onkels, hieß es; wieder ein Günstling, das die Hände in den Schoß legen und seinen Gold behaglich einsäckeln wird. Damals hat Balfour selbst seine Freunde überrascht. Ein Sybarit, dessen seidenglattes Haupt jäh aufzuckt, wenn nebenan ein Blüthen vom Rosenstrauch fällt, war er genannt worden; und nun zeigte er eine Eiseufaut und wurde von den Iren fast wie Cromwell gehaßt. Er hat die Landliga niedergerungen, die schlimmsten Boykottmißbräuche beseitigt und ohne viel Geräusch eine staatssozialistische Aufiehlungs politik begonnen, deren wohlthätige Folgen heute noch in dem spät civilisirten Agrarlande fühlbar sind. Er bewährte sich als ein selbst in England ungewöhnliches Verwaltungstalent, als einen Mann von natürlichem, gradwüchsigem Menschenverstand; und da er kaltblütig blieb und, mochte der Haß ringsum noch so laut toben und ihm rohe Pamphlete ins Gesicht schleudern, nie die heitere Ruhe verlor, imponirte er schließlich den Iren und wurde, als seine Landakte bis zur Wurzel des vorher oft von Pfluschern, Symptomquakalbern und Schwindlern behandelten sozialen Uebels vorgebracht war, auf seiner Reise durch die arme Grüne Insel überall von schwerer Ehrfurcht begrüßt. Seitdem ist der Haß verstummt und auch der Spott ist in sein Schlupfloch zurückgetroffen; man hat eingesehen, daß dieser Neffe des Onkels mehr ist als ein grilliger Nesiher. Der Ruf eines Skeptikers ist ihm geblieben; und den hat er redlich verdient. Ein Mann, der von Illusionen nie geblendet sein möchte und dessen leidenschaftloser Zweifel, hübsch bedächtig, Alles benagt; ein echter Pyrrhoneer, freilich keiner vom hohen Stamm der Descartes und Hume oder gar Kant's. Er fragt gern und meldet dann, lächelnd, ohne den allergeringsten Groll, daß er bündige, befriedigende Antworten nicht zu finden vermag. Wissenschaft? Alle Achtung; wenn nur nicht ungefähr all ihre Voraussetzungen unbewiesen wären; wenn ihre Resultate nur sehr viel fester ständen als die Fundamente der Kirchendogmen. Im Grunde ist's bei

beiden die selbe Sache: man muß dran glauben; und dabei thut man heute, als sei alles von der Wissenschaft „festgestellt“ mit unzerstörbarem Erz in den Boden der Thatfachen verankert. Rauhner, der radikalste Skeptiker, der sein in der Negation so wundervoll positives erkenntnistheoretisches Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ geschrieben hat, um die Unmöglichkeit einer alle Geister vereinigenden Erkenntniß an der Unzulänglichkeit des einzigen Erkenntnißwerkzeuges, das wir haben, an der Sprache, zu zeigen, könnte sich dieses Zweiflers freuen. Nicht allzu lange allerdings; denn es giebt eine Frage, auf die Balfour prompt wenigstens eine Theilantwort giebt. Religion? Für die Masse nicht zu entbehren. Für die feineren, freieren Geister? Da steht ein langer Gedankenstrich. Der Mensch, der Unrecht thun und Noth leiden sieht, schaut in solcher Bedrängniß über die Schlagbäume der Zeitlichkeit hinaus; die Sehnsucht nach einem beruhigenden Gleichgewicht des Gemüthes ist die Keimshölle aller transzendenten Gefühle. Warum dem Volk seinen Glauben verleiden? Um ihm als Ersatz Rationalismus zu bieten? Der ist auch nicht besser, ist sogar schlechter, weil er jünger, nicht durch abertausend Affoziationen an alle Lebensgewohnheiten und Sittengesetze der Masse geknüpft ist. Neue Rufe sind immer unbequemer als alte; und was die ratio heute als Reustes preist, bringt sie morgen schon wieder aus der Mode. Auf Provisorien kann man das Leben von Millionen nicht bauen, die Tragbalken großer Reiche nicht stützen. Fortschritt? Hm... Möglich, aber nicht gewiß; auf eben gerodetem und gepflügtem Boden wachsen stets wieder Borurtheile und Unkräutlein nach. Und was hilft uns alle Gewißheit, da wir doch die Entwicklung eines Gemeinwesens, selbst eines an Umfang kleinen, selten mit größerer Sicherheit lenken können, als ein Astronom die Bahn eines Kometen zu ändern vermag? Wohnt es da, den Versuch zu machen, dem Gesellschaftskörper vom einen zum anderen Tage ein funkelnelnewes Kleid zuzuschneiden, dem es übermorgen vielleicht zu entwachsen beginnt oder das es schon bei der Anprobe in den Nähten brüht? Solche Wendung der social vestura ist vom Menschenwillen nicht zu dekretiren. Geschichtliche Erfahrung? Ja, wenn sie und als Norm für alle mögliche Erfahrung dienen könnte. Kaufkraft? Ja, wenn uns bewiesen würde, daß dieser Vorgang nur die Wirkung dieser einer bestimmten Ursache ist, — da bewiesen würde, wo es sich um historische und psychologische Thatfachen handelt, die nicht mit dem Mikroskop, nicht im Reagensglas nachzuprüfen sind... So denkt der Mann, der jetzt Premierminister des Vereinigten Königreiches ist. Kein Wunder, daß seine Skepsis zum Glauben an politische oder ökonomische Heilmittel nicht belehrt werden kann. Er ist der Antipode Gladstones, des ewig trunkenen Schwärmers vom unendlichen Fortschritt der Menschheit; an ihm konnte er vor zwanzig Jahren sein Gefellenstück leisten: damals hat der junge Balfour das Haupt der liberalen Regierung so arg gezauft, daß die old parliamentary hand ins Zittern gerieth und sich zum Zupacken nicht zu ballen vermochte. Der Zusammenstoß war unvermeidlich. Alles, was für Gladstone unverrückbar fest stand, ist für Balfour mindestens nicht gegen wuchtige Zweifel gesichert. Gladstone lachte höhniß, als Lidderdale, der Gouverneur der Bank von England, also kein Agrarier, sagte, getade im Interesse des Welt Handels sei es nöthig, dem Silber die Funktion eines Währungsmetalls wiederzugeben. Balfour sprach ruhig, gar nicht fanatisch, gar nicht des Sieges gewiß; der Bimetallismus sei möglich; es sei albern, ihn unfittlicher zu nennen als den Monometallismus; und er könne, wenn er erreicht werde, den internationalen Beziehungen der großen Handelsvölker die halt-

barste Grundlage, das stetigste Werthmaß liefern. Ob er erreicht werden könne? Diese Frage sei je nach den Zeitumständen zu beantworten. Für Gladstone war die Freihandelslehre ein Evangelium, an dessen Buchstaben nur ein Frevler zu rütteln wage. Balfour verfuhr sehr glimpflich mit Richard Cobden, rühmte sein Verdienst um den notwendigen Umschwung der britischen Finanzpolitik, bebauerte, daß er sich „nicht über den gewöhnlichen Radikalismus seiner Zeit erheben konnte“, der nur den Unterschied zwischen Großgrundbesitzern und Großindustriellen, nicht aber den wichtigeren zwischen Lohnarbeitern und Unternehmern, Ausgebeuteten und Ausbeutern sah, und fragte schließlich, ob denn, da Cobden und nach ihm sein Biograph Morley unerschöpflich an verächtlichen Schmähworten gegen die Schutzzöllner seien, im Ernst angenommen werden dürfe, die Mehrheit der civilisirten Welt, die doch nun einmal schutzzöllnerisch sei, bestche aus Schurken und Heuchlern. Immer und überall der selbe Gegensatz. Auch darin, daß Balfour nie, wie Gladstone, power without responsibility erstrebt, nie die Verantwortlichkeit, das Korrelat der Macht, gescheut und sich stets gegen das Vasenitenbemühen gesträubt hat, das politische Gespinnst mit Moralinstoffen zu färben... Skeptiker, die auf kein Dogma schwören, in keinem Parteiprogramm die Gewähr ewiger Seligkeit finden, werden selten sehr populär. Jedemfalls darf man, ohne emphatisch zu laßen, sagen, daß nie ein gründlicher als Balfour gebildeter Mann die Geschäfte eines großen Reiches geführt hat, nie wahrscheinlich Einer, der mit so ruhiger, reifer Sachkenntniß die Hauptprobleme der Transszendentalphilosophie zu wägen, alle Weltanschauungen seiner Epoche zu kritisiren vermochte. Dabei ist er, wenn er will, ein guter, schlagfertiger Redner, der über einen vernichtenden Sarkasmus so bequem wie über die leichten Töne eines weltmännischen Humors verfügt; und die Freundlichkeit seiner Sitten, die lebenswürdige Aufrichtigkeit seines Wesens wird auf allen Seiten anerkannt. Ein moderner Mensch als Premierminister. Kaum kann man's fassen. Ob wir am Ende gar den Versuch erleben werden, im „Vande uralter Erbweisheit“ eine Politik zu treiben, vor der gebildete Leute sich nicht die Nase zuzuhalten brauchen? Wird der Versuch gemacht, dann werden wir sicher täglich lesen, nun sei der Niedergang Englands jedem Auge sichtbar, nun habe dem britischen Imperium das letzte Stündlein geschlagen.

Im vorigen Heft sind, ohne Verschulden der Druckerei, die Seiten 129 bis 135 in den ersten Bogen, statt ans Ende des letzten gekommen. Wer die Hefte am Schluß des Quartals binden läßt, kann die Wirkung des Versehens leicht beseitigen; und allen anderen Lesern wird die Numerirung der Seiten gleichgiltig sein. Zimmerhin muß der Herausgeber bitten, ihn von dem Schuldgefühl zu entlasten.

Herr Dr. Friedrich Putmann schreibt mir aus Würzburg:

„Die aus dem Norden nach Bayern fahrenden Sommerfrischler haben gewiß Ursache, an dem von der Natur mit Idyllen und Romantik reich ausgestatteten Land sich zu freuen. Der weite landwirthschaftlichen Thätigkeit der Leute entspricht die Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Sitten. Es ward ja auch nie verwohnt, dieses Volk der harten Landarbeit, das heute in ernstesten Momenten, wenn es sich mit seiner Lage beschäftigt, das alte Sprichwort muret: Für uns ist nichts bestimmt als ein Paar Holzschuhe und die ewige Verdammniß. Der Fremde hört solche Sausger nicht; der Bayer trägt seinen Groll für sich und will von Anderen nicht bedauert sein.

Er steckt wirklich in keiner allzu guten Haut. Der Bauernstand ist tief verschuldet. Das liegt, wenn man den Zeitungen, Professoren und Regierungslandwirthen — Manchettenbauern nennt sie der Bayer — glauben darf, an den Grundeigentümern selbst. Bei manchen mag's zutreffen; bei den meisten nicht. Ein seit tausend Jahren so ausgelegener Bauernstand kann natürlich nicht in behaglichem Wohlstand leben. Man darf seine Lage nicht nach der Pracht der Bierpaläste beurtheilen, in denen ein Theil seiner Produkte in München ausgeschänkt wird. Es ist nicht so, wie die bayerischen Beschwichtigungshofräthe und deren Nachbeter schreiben und dichten, es ist schlimm um den bayerischen Bauernstand bestellt, viel schlimmer, als selbst die Wortführer des Bauernbundes sagen. Dieser Bauernbund ist nicht etwa, wie im Norden noch Mancher glaubt, eine Filiale des von Berlin aus geleiteten Bundes der Landwirthe. Die Berliner denken im Wesentlichen an die Reichsgesetzgebung; von der verlangen die Bayern auch viel, beinahe mehr noch aber von der Landesgesetzgebung, die sie heute, im zwanzigsten Jahrhundert, noch mit mindestens einem Fuß im Zeitalter des Feudalismus und der Zehntwirthschaft zurückhält. Während in Preußen die moderne Wirthschafts- und Steuergesetzgebung schon lange ein- und durchgeführt ist, stützt sich die bayerische Finanzgebarung noch zum großen Theil auf anderswo längst abgeschaffte Einrichtungen. Allerdings hat man auch in Bayern nach der französischen Revolution die Leibeigenschaft beseitigt, den französischen Kataster, die Grundsteuer und die anderen modernen Steuern eingeführt, das Obererzthum der Grundherrschaften, die Willkür der Hofmarkgerichte, die Scharwerk und die Frohn abgeschafft, das Söldnerheer durch den allgemeinen Heerbann ersetzt, Kirche und Schule unter Staatsaufsicht, die Schule sogar ganz unter Staatsleitung gestellt, die Garantie für die Besoldung der Pfarrer und Lehrer übernommen, aber die Hauptmasse der alten Lasten ist trotz der Aufhebung der Gegenleistungen neben den modernen Lasten stehen geblieben; nur etwa zur Hälfte sind sie in feste Vorkzahlung umgewandelt worden. Die Masse der also umgewandelten Lasten wurde unter dem Sammelnamen ‚Bodenzinse‘ zusammengefaßt, die andere Masse der alten Lasten besteht noch unter dem Rubrum ‚Komplexlasten‘ oder unter den alten Bezeichnungen und überkommenen Formen fort. Die Summe all dieser jährlichen Leistungen wird auf 25 bis 30 Millionen geschätzt. Eine Statistik darüber giebt es bezeichnender Weise nicht; man zählt zwar heutzutage auch in Bayern Alles, die Haare der Kinder, die blauen und die braunen Augen, aber die das Land verherenden Hirsche und Säuen aus den königlichen Lustparks und die das Bauernvolk erdrückenden Lasten zählt man nicht. Man scheut sich, dem Volk ein Licht auf den Scheffel zu stellen.

Sicher ist, daß die Grundsteuer in Bayern mindestens so hoch ist wie in Preußen, in manchen Bezirken noch höher. Dazu kommt in Bayern die Summe der Bodenzinse, Komplexlasten, Naturalabgaben an Pfarrer und Lehrer u. s. w.; Alles zusammen übertrifft den Grundsteuerbetrag um mehr als das Doppelte. Rechnet man dazu die meist hohe Gemeindesteuer, die Umlagen aller Art, die gesteigerten Arbeitslöhne, die Versicherungsbeiträge, die Ansprüche des Heerwesens, dann ergiebt sich eine Gesamtbelastung, die ausreicht, um die rasch wachsende Verschuldung und Verarmung der Bauern zu erklären. Was helfen da all die kleinen Mittel und Gaben, mit denen Minister, Parteiführer, Geistliche, Beamte, Professoren, Wanderlehrer und Zeitungsschreiber den todkranken Bauernstand kuriren wollen? Die bayerischen Bauern haben zehnfach Recht, wenn sie sagen: Die Preußen verstehen unsere Ver-

hältnisse nicht. Nur wer diese Verhältnisse genau kennt, wird begreifen, daß in dem so loyalen bayerischen Volk der Glaube an die Monarchie und Dynastie eine auffallende Abschwächung erfahren hat. Schon ist in bayerischen Bauernversammlungen laut gesagt worden: ‚Wir sollen Freude an einem Reich haben, das uns arm macht, wir sollen Ehrfurcht vor einer Regierung haben, die durch Zustimmung zu einer die Bauern mordenden Handelspolitik uns unfähig zum Wettbewerb mit dem Ausland und zur Pflichtleistung im Inlande macht? Statt uns bayerische Bauern zu entlasten, damit wir die Konkurrenz des mit Steuern und Schulden weniger bedrückten Auslandes leichter ertragen können, hat man uns zu einer Doppelbesteuerung verurtheilt. Das ist die selbe Staatspolitik, die in schöner Rede den Bauernstand als den unübersteiglichen Wall gegen die Sozialdemokratie verherrlicht, in der That aber dessen Untergang befördert, ihn ins Proletariat hinabstößt und zur Sozialdemokratie, nein: zum Anarchismus führt.‘ Und solchen Worten folgt jedesmal ungeheurer Beifall. Die größte Gefahr für das Reich ist thatsächlich nicht der Aufstieg der Sozialdemokratie, sondern der Abstieg des Bauernstandes. In Bayern klagt er hauptsächlich über die Folgen des römischen Agrarrechtes, das die Regierung nicht beseitigen will, — und so wächst die Unzufriedenheit von Jahr zu Jahr. Das weiß man in Preußen nicht. Selbst ein so kundiger Mann wie Adolf Wagner sagt in seiner ‚Finanzpolitik‘: ‚Die alten Realsteuern sind in allen Staaten abgeschafft.‘ Leider bestehen sie aber in Bayern noch in einer Höhe, daß ihre jährliche Leistung die 12 Millionen Grundsteuern um etwa das Doppelte überträgt. Unter einer solchen Last muß bei den heutigen Produktionskosten und Produktpreisen der Bauernstand erdrückt werden. Die Bauernbewegung wird also in Bayern nicht zur Ruhe kommen, auch wenn das Reich die Forderungen der deutschen Landwirtschaft wider Erwarten erfüllen sollte, denn unsere besonderen Mißstände können nur durch die bayerische Landesgesetzgebung beseitigt werden.

Eine einleuchtende Darstellung dieser Mißstände findet man in dem Buch des Dr. August Memminger: ‚Zur Geschichte der Bauernlasten, mit besonderer Beziehung auf Bayern‘ (Memmingers Verlagsgesellschaft in Würzburg, Preis 2 Mark). Der Verfasser gehört dem Bunde der bekannten Bauernführer an; so konnte er durch Umfragen bei den Vertrauensmännern des Bauernbundes ein gewaltiges literarisches, urkundliches und archivalisches Material sammeln und es in seinem Buch verwerten. Er giebt zunächst ein Bild von der sozialwirtschaftlichen Entwicklung im fränkischen und deutschen Reich mit Rückblicken auf die römische Volksgliederung, Finanzwirtschaft und Kirchenpolitik. Die Wurzel des Unheils sieht er in dem Umstande, daß man das deutsche Königthum auf den Gedanken des römisch-kirchlichen Imperiums gebaut hat. Von da an begann das Uebel und gearbete immer größere Uebel: das Obereigenthum über alles Land, den Königsbann und das Bannrecht, die Landleihe, Gefolgschaft, Hörigkeit und Leibeigenschaft, den unfähigen Lehnsstaat und die kirchliche Immunität, die Ausstattung der weltlichen und geistlichen Grundherrschaften mit den höchsten staatlichen Rechten und Regalien, die kirchliche Steuergesetzgebung mit den Zehnten, dem Totentheile und der Testamentfabrikation, die Ueberwucherung der Toten Hand und die Auswüchse der landesherrlichen Macht. Typisch ist gerade die Geschichte der bayerischen Bauernlasten. Was Memminger uns hier aus seinem Niesenmaterial mittheilt (wie aus einer Meße Getreide ein Fuder, aus einer Taube ein Dohse wurde u. i. w.), nimmt den süddeutschen Politikern, die auf die norddeutschen

Zunfer als die unerreichten ‚Bauernleger‘ und ‚Bauernschinder‘ deuten, das alt-hergebrachte Recht, die Zustände im Norden oder jenseits der Elbe als abschreckendes Bild dem süddeutschen Publikum vorzuführen. Schlimmer waren die schlimmsten Zunfer nicht als die ständlichen Herrschaften im Süden. Fast ungläublich klingt die Aufzählung all der alten Lasten, die heute noch bayerische Bauern neben den modernen Steuern zu tragen haben. Obwohl die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, zahlen die bayerischen Bauern noch das alte Wehrgeld; obwohl das alte Gerichtswesen dem neuen Platz machen mußte, zahlen sie noch die alten Vogteisteuern und Centschöffengelder; obwohl der Lehnsverband, das Obereigenthum und die Hörigkeit abgeschafft wurden, zahlen sie noch die alten Zehnten, Zinsen und Wiltten; obwohl die neuen Steuern auch auf das Land erstreckt wurden, zahlen sie noch die alten Beten; obwohl die Bannrechte schon 1808 für aufgehoben erklärt wurden, zahlen viele Anwesenbesitzer, namentlich Müller, noch die hohen Bannrechtsabgaben; obwohl die Gewerbefreiheit eingeführt ist und, zum Beispiel, die großen Mühlen nur die Gewerbesteuer entrichten, zahlen die alten kleinen Mühlen außerdem noch die alten Abgaben; obwohl der Grund und Boden für frei erklärt wurde, zahlen die Bauern für das Recht, ihre eigenen Fluren beweiden zu dürfen, Weidezinsen; obwohl ein Theil der Kirchengelbten für die Kosten der Armenpflege verwendet werden sollte, tragen die Bauern außer den Zehnten auch die Armenlasten; obwohl die Bauern nicht mehr in den herrschaftlichen Brauereien ihren Hanstrunk brauen dürfen, zahlen sie heute noch Kesselgelder; obwohl das Monopol des Wein- und Bierauschankes, das die Grundherrschaften an der Kirchweih hatten, längst gefallen ist, zahlen die Bauern noch das Trodenbodengeld (Das heißt: die Entschädigung dafür, daß ihnen die Herrschaft nicht das oft schlechte Getränk aufdrängte); obwohl das Umsingen des Lehrers mit den Kindern vor den Häusern der Bauern längst aufgehört hat, zahlen sie noch das Singgeld; obwohl das Wetterläuten (bei Gewittern) schon im achtzehnten Jahrhundert verboten worden ist, zahlen sie noch Läutgarben, Läutlaibe und Läutgeld; obwohl die Staatsverfassung die Forderung von Beiträgen zum Kultus und Unterhalt anderer Konfessionen verbietet, müssen evangelische Gemeinden und Bauern Holz, Geld oder Naturalien an katholische Kirchen und Schulen, Pfarrer und Lehrer in anderen Gemeinden entrichten; ja, sogar Juden müssen die auf ihren Anwesen ruhenden Lasten dieser Art an katholische oder evangelische Kirchen fortbezahlen. Ich könnte noch Duzende solcher Beispiele anführen, will mich aber begnügen, auf das reiche Material des Werkes selbst hinzuweisen. Der Bauernbund hat die Verbreitung des Buches übernommen und so wird es in Volkstreffen gelesen, in die Werke von solchem wissenschaftlichen Ernst sonst nicht dringen. Und dieser Verbreitung dürfen wir uns freuen. Denn hier hat ein gründlich gebildeter Mann mit rücksichtslosem Wahrheitsmuth das Wort ergriffen, ein Mann, der deutlich in jeder Zeile zeigt, daß er nicht nach offiziellen Ehren, etwa gar nach einer Staatsstellung strebt, sondern daß es ihm allein um die Förderung der großen Sache zu thun ist. Und wie groß, wie wichtig für das ganze Reich diese Sache ist: davon kann jeder Sommerreisende sich gerade jetzt überzeugen, wenn er sich in Bayern nicht mit der Bewunderung der schönen Naturcoulißen und der Potemkinschen Dörfer begnügt, sondern die verarmenden Bauern zum Reden bringt und Land und Leute sieht, wie sie wirklich sind.“

*

*

*

Herr Dr. Ludwig Schiller schreibt mir aus Innsbruck:

„Vangemeile hatte mich, der die innsbrucker Herrlichkeiten schon bewundert hatte, auf den Bahnhof getrieben. Da wars heute merkwürdig still. Nur der Stationsvorsteher mit der rothen Mütze, ein paar Detektivs und ein Herr mit einer Ordensrosette im Knopfloch waren sichtbar. Wurde vielleicht eine hohe offizielle Persönlichkeit erwartet, etwa gar ein gekröntes Haupt? Nicht möglich. Keine Ehrencompagnie mit Fahne und Musik, kein Statthalter, kein Kommandirender zu sehen. Und doch: eben fährt ein Hofzug ein. Die in feierliches Schwarz gekleideten Herren, hohe Beamte der österreichischen Südbahngesellschaft, die den Zug ‚führen‘, verrathen es. Drin muß wohl ein Schwerkranker sitzen. Die Fenstervorhänge sind herabgelassen und kein Mensch steigt aus; der Herr mit der Rosette klettert in einen Salomwagen, kommt aber gleich wieder zurück. Man hört nichts als den Klang des Hammers, mit dem der revidirende Schlosser die Räder der Waggons prüft. Und als die Lokomotive in Ordnung ist, rollt der Zug aus der Halle. Was bedeutet dieses geräuschlose Schauspiel?“

Der junge Herrscher Italiens, der treue Bundesgenosse Oesterreichs, der eben erst den Dreibundvertrag erneuert hat, macht Antrittsvisiten in Europa. Nach Wien will er nicht kommen, weil er auf einen Gegenbesuch in Rom nicht rechnen kann, und so fährt er denn im strengsten Inkognito durch den befreundeten Kaiserstaat. Und nicht nur in Rußland und Frankreich: auch in Deutschland wird gespottet. Nicht ganz ohne Grund. Alle heftigen Polenreben — nicht die Polenpolitik, die ja schon Bismarck trieb — können dem Dreibund nie so viel schaden wie die Spannung zwischen den Häusern Habsburg und Savoyen. Wenn dem Kaiser Franz Joseph sein starkes religiöses Gefühl nicht erlaubt, nach Rom zu kommen, wo der Papst ‚gefangen‘ sitzt, dann darf man es auch dem Kaiser Wilhelm nicht verargen, wenn sein starkes Nationalgefühl ihn die Polen reizen läßt und er auf diesem Wege erreicht, was allen russischen Bemühungen bisher nicht gelungen ist, nämlich: die Polen ins panslawistische Lager zu treiben. Dahin scheint die Schwenkung führen zu sollen, die viele der größten galizischen Blätter jüngst vorgenommen haben. In Oesterreich fällt es keinem verständigen Menschen ein, das Verhältnis zum italienischen Hof dem Kaiser Franz Joseph persönlich zur Last zu legen. Er hat zu oft bewiesen, daß er politische Erwägungen allen persönlichen Momenten unter allen Umständen voranstellt. Kaum drei Jahre waren seit dem Verlust Venetiens vergangen und schon wollte er dem Drängen seiner Tante, der Kaiserin Anna, die selbst eine sardoyische Prinzessin war, nachgeben und Victor Emanuel in Florenz besuchen. Der König bekam damals die Masern und die Begegnung mußte unterbleiben. Beust war aber unermülich in dem Bestreben, die Annäherung Oesterreichs an Italien zu fördern. Gioltra durfte als Minister das Großkreuz der Italienischen Krone annehmen; und als am vierzehnten März 1870 alle in Wien anwesenden Erzherzoge und Minister bei der Feier des Namenstages Victor Emanuels in der italienischen Botschaft — zum ersten Male seit 1859 — erschienen, als Mitte April Victor Emanuel das Goldene Vließ erhielt, da wurde die Kurie unruhig. Beust schrieb als Antwort auf die Quertreibungen der päpstlichen Diplomaten an den Grafen Trautmannsdorf nach Rom: „Man muß sich in Rom gewöhnen, Oesterreich nicht als ein Land zu betrachten, das ausschließlich dazu bestimmt sei, den Anschauungen des Heiligen Stuhles zu Willen zu leben; man muß die österreichisch-ungarische Monarchie mit den modern konstitutionellen Staaten in eine Linie stellen und Dem gemäß von der k. k. Regierung

nicht verlangen, daß sie sich Zumuthungen füge, die man an Völker wie Frankreich und Belgien zu stellen nicht denken würde.⁴ Als es sich dann darum handelte, den Weltausstellungsbefuch Victor Emanuels zu erwidern, erklärte der Kaiser, er wolle nach Venedig gehen. Die Hofgesellschaft war starr. Ödhnend wurde Andraffy die Ranin-Feier vorgehalten, die im März — der Kaiserbesuch sollte im April stattfinden — ganz Venedig in einen chauvinistischen Rausch versetzt hatte. Der Kaiser selbst wurde bestürmt, sich nicht den allzu schmerzlichen Sensationen auszusetzen, die gerade damals ein Besuch Venedigs in ihm hervorrufen mußte. Sollte doch auf der ersten Etappe der Kaiserreise, in Trient, das Denkmal des Erzherzogs Maximilian enthüllt werden, der im Jahr 1857 vom Kaiser auf seiner Reise in Venedig zum General-Gouverneur Lombardo-Venetiens ernannt worden war, um die italienischen Provinzen enger an den Kaiserstaat zu schließen. All diese Bedenken vermochten des Kaisers Entschluß nicht wankend zu machen. Der Empfang in Venedig gab ihm Recht. Die Italiener wußten das persönliche Opfer, das der Kaiser brachte, zu würdigen und bereiteten ihm große Ovationen. Wer will aber ergründen, was im Herzen des Monarchen vorging, als er an der Seite des selben Victor Emanuel, den Pesh nach Novara als Geisel verlangt hatte, jetzt in dem glanzvoll erleuchteten Venice-Theater saß, als Gast der selben Stadt, die ihn 1856 als Herrscher willkommen geheißen hatte? Vielleicht erkannte er, daß das ‚Gott erhalte unsern Kaiser‘ auf dem Markusplatz jetzt ein freundlicheres Echo weckte als in der Zeit, da es noch von einer österreichischen Militärkapelle gespielt wurde.

Franz Joseph hat die interkonfessionellen und die Schulgesetze trotz dem päpstlichen Bann sanktionirt und seinen Namen trägt das ungarische Civilgesetzbuch trotz dem Protest der Kurie. Wenn die Dreibundpolitik es forderte, ging er auch nach Rom. Er hält es aber für unnöthig, weil er der ursprünglichen Stellung Italiens im Dreibund eingedenk ist. Bismarcks Rechnung hatte keine Lücke. All die vielen Imponderabilien, die ihm aus seiner langen Erfahrung heraus bekannt waren, wußte er klug zu berücksichtigen. So ward das Bündniß ein gesunder Organismus, weil keinem Theil sein eigenes Leben unterbunden ward. Der Felsen Papier, auf dem der Vertrag stand, war Bismarck wohl gleichgiltig; er wußte den verschiedenen Werth der drei Unterschriften zu beurtheilen. Das ist anders geworden. Italien ist nicht mehr der ‚mitgenommene‘ Partner: es bildet heute das Säuglein an der Waage. Aus Berlin wandern Statuen nach Rom, um die Freundschaft zu festigen. Die Römer, an bessere Bildwerke gewöhnt, freuen sich, jetzt plötzlich so unworben zu werden. Sie lachten, als der deutsche Kanzler nach Venedig fuhr, um Italiens Unterschrift für den kostbaren Dreibundvertrag einzuholen, und sie würden noch mehr lachen, wenn der greise Kaiser Franz Joseph nach Rom käme. In Oesterreich ist man zufrieden, daß es noch nicht so weit ist.⁴

Das ist sehr vernünftig von den Oesterreichern. Die Sache aber bleibt niedrig. Eben hat der zweite Victor Emanuel sich zur Verlängerung des Dreibundes bequemt: da steigt er in den Zug, um zunächst einmal den Sugerain des Zweibundes zu besuchen. Auch nach Berlin wird er kommen. Das geht ja nicht anders. In Oesterreich aber ist er nur ein particulier de distinction; und damit dem österreichischen Botschafter eine heikle Lage erspart bleibe, war Herr von Aehrenthal, der kluge Tausendklünstler, vor der Ankunft des Königs von Italien rasch aus Petersburg abgereist. Natürlich nur, weil er eine Woche danach heirathen wollte. Natürlich.

Doch die Welt ist gar so arg. Und als die Heiterkeit über dieses Versteckenspiel der innig Verbündeten allzu groß geworden war, wurde Herr von Szöghenyi vom Grafen Soluchowski ersucht, während der Tage, die Victor Emmanuel am deutschen Kaiserhofe verleben wird, in Berlins Mauern zu weilen. Europa hat also Ruhe.

* * *

Herr Dr. Walter Rathenau hat die Aufsätze, die er unter dem Namen W. Hartenau und, als dieses Anagramm zu durchsichtig schien, ohne Namensunterschrift in der „Zukunft“ veröffentlicht hatte, in einem allerliebste, im Stil des achtzehnten Preußenjahrhunderts, ausgestatteten Bande gesammelt, dem er den Titel „Impressionen“ gab. Das Buch ist bei Hirtzel in Leipzig erschienen. Da ich die Artikel angenommen und den Verfasser nach dem ersten Versuch oft aufgefordert habe, seine literarische Thätigkeit fortzusetzen, müssen seine Essays und Skizzen mich lesenswerth dünken; und diesem Urtheil wird kaum widersprochen werden. Ein feiner, feignirter Geist zeigt da, was sich ihm in der Berührung mit verschiedenen Kulturen eingebrückt hat, zeigt es ohne Brunksucht, ohne das Höhenbewußtsein des Entdeckers und kleidet seine Impressionen in eine Sprache von natürlicher Anmuth und starkem Stilgefühl; ein Geist, der in seinen besten Stunden leise, ganz leise freilich nur an Montaignes lächelnde Meistererschaft erinnert. Besonders gefallen mir die beiden pädagogischen Aufsätze: „Dre, Israel!“ und „Physiologie der Geschäfte“. Ich glaube, daß über die Kulturfrage der Judenassimilation nie ruhiger, unbefangener und mit intimerer Personalkennntniß geredet, von den Mysterien der „Welt der großen Geschäfte“ nie mit activerer Aufrichtigkeit der Schleier weggezogen ward. Deutschland ist am weltmännischer Literatur: hier ist ein Anfang. Ein glückliches Zusammentreffen von Temperament und Lebensumständen machte ihn möglich. Herr Dr. Rathenau ist Physiker, war erst Mitleiter eines der größten deutschen Industriewerke, dann einer der Hauptbanken Berlins, hat vieler Menschen Beherrscher und Städte gesehen und wurde durch eine von ungewöhnlichem Talent gestützte Reizung in die Nähe des Vereines bildender Kunst gezogen. So konnte er aus der Schule der Großkaufmannschaft mit eben solcher Sachkenntniß wie aus der des Kunststempfindens plaudern. Ein Sonntagskind. Wer zwischen den Zeilen des ersten und des letzten Artikels zu lesen versteht, wird begreifen, warum auch auf diese im Sonnenlicht erwachsene Seele sich manchmal die Schatten melancholischer Lebensauffassung niederensenken.

* * *

Wrißhoffer, auch ein Mitarbeiter der „Zukunft“, ist gestorben. Er war Ingenieur gewesen, also nicht aus der Bureaukratie hervorgegangen und wurde Ober-Regierung-Rath und Chef der babilischen Fabrikinspektion. Ein tüchtiger und namentlich tapferer Mann, der, ohne dem Windestocher nachzuzugren, sprach und handelte, wie die Uebergengung es ihm gebot. Die kindische Furcht vor der Sozialdemokratie kannte er nicht. Während die meisten hohen Beamten noch vor jeder Konzession an „die Begehrlichkeit der Massen“ zitterten, hielt er für seine Amtspflicht, vorhandene Uebelstände nicht zu beschwigen, sondern zu bessern, was der Besserung bedarf und ohne Umsturz der herrschenden Gesellschaftordnung gebessert werden kann. Seine Jahresberichte wurden stets ungeduldig erwartet; Jeder war sicher, Neues darin zu finden. In der „Zukunft“ hat er über die Todenschlafstunde und den Wäckerthau gesprochen und

das Programm der Reichskommission für Arbeiterstatistik, wie es ihm vorschwebte, entwickelt. Soziale Reformarbeit, sagte er da, fördert unsere ganze Kultur. Er scheute sich nicht, in einer Zeit, wo die Macht des Freiherrn von Stumm auf dem Gipfel gelangt war, in einem von der Regierung mit allen Chicanekünsten verfolgten Blatte frei von der Leber zu reden. Bekränzte Profisucht und Kurzsicht hat ihn oft angegriffen; die Vertreter der organisierten Arbeiterschaft aber haben ihm die rühmlichste Grabinschrift geschrieben und damit bewiesen, daß sie nicht grundsätzlich jedem Beamten die Anerkennung versagen. In der Zeitung der badischen Sozialdemokratie konnte man lesen: „Wörtschoffer hat die Fabrikinspektion mustergiltig gestaltet und rücksichtslos Schäden aufgedeckt, wo sie sich zeigten“. Und im „Vorwärts“: „Wörtschoffer ist gewissermaßen im Dienste des Arbeiterschutzes gestorben. Er ist als Fabrikinspektor vorbildlich gewesen“. Bessere Nachrede hätte der Mann selbst sich nicht gewünscht, der still und stetig den Weg der Pflicht bis ans Ende ging.



Die Tatsache, daß an der norwegischen Küste der Kaiser dreimal an einem Tage mit Herrn Waldeck-Rousseau zusammen gewesen ist, wurde hier schon erwähnt; auch, daß in deutschen Zeitungen erzählt wurde, in langen Gesprächen seien bei dieser Begegnung die schwierigsten Fragen der hohen Politik erörtert worden. Das klang nicht sehr wahrscheinlich, schon weil der Schokoladefabrikant Menier, den der Kaiser bisher höchstens aus dem „Hüttenbesitzer“ (wo er Moulinet heißt) gekannt haben könnte, mit seinem Tochterlein anwesend war. Herr Waldeck-Rousseau hat aber für die Beseitigung etwa noch vorhandener Zweifel gründlich gesorgt. Einem Interviewer aus Wikingerstamm sagte er, das leidige politische Gebiet sei kaum flüchtig gestreift worden. Und seinen Landsleuten ließ er durch die Presse künden, wie es überhaupt zu persönlicher Berührung kam. Die Familie Menier traf mit ihren Gästen auf der Yacht „Ariadne“ am Abend des zehnten Julitages vor Odde ein. Die Franzosen waren sehr erstaunt, dort die „Hohenzollern“ zu sehen. Noch am selben Abend kam im Auftrag des Kaisers der Gesandte Herr von Tschirchsky, der auf der Reise das Auswärtige Amt vertritt, an Bord der Privatyacht, um Waldeck und dessen Freunde zu begrüßen. Die aber waren schon an Land gegangen und der deutsche Diplomat fand die „Ariadne“ verlassen. Er kehrte zurück, schickte aber am selben Abend um elf Uhr die Botschaft, er werde sich seines Auftrages am nächsten Morgen entledigen. Punkt Neun stieg er am Gfsten denn auch an Bord und brachte mit den Grüßen des Kaisers eine Einladung zum Diner, die natürlich nicht abgelehnt werden konnte. Schon nach einer Stunde aber war Herr von Tschirchsky wieder da: der Kaiser bleibe heute vormittags an Bord und würde sich freuen, Herrn Waldeck-Rousseau bei sich zu begrüßen. Der Rechtsanwält zog sich um und ließ sich zur „Hohenzollern“ hinübertudern. Dort sagte ihm Wilhelm der Zweite, er würde ihm gern auf der „Ariadne“ den Besuch erwidern. Verbeugung. Um Zwölf war der Kaiser auf der Yacht des Herrn Menier, ließ sich sämtliche Passagiere vorstellen und blieb eine Stunde. Abends waren die Franzosen dann bei ihm zu Tisch geladen. . . Diese Tagesgeschichte ist recht interessant. Hoffentlich hat der Vertreter des Auswärtigen Amtes selten so anstrengende Reisetage.